

Peter Berling

## **Das Geheimnis des Montségur**

Folge I des 17-bändigen Kreuzzug-Epos

*Die Kinder des Gral*<sup>1</sup>

Historischer Roman



<sup>1</sup> *Gral*: Der Gral war das große Geheimnis der Katharer, nur Eingeweihten offenbart. Es ist bis heute ungeklärt, ob es sich um einen Gegenstand handelte, einen Stein, einen Kelch (mit den aufgefangenen Blutropfen Christi), einen Schatz oder um ein Wissen um geheime Dinge (wie die Dynastie des königlichen Hauses Davids über Jesus von Nazareth bis nach Okzitanien hinein). Es existiert auch die Theorie, dass der »Heilige Gral« = »San Gral« als »Sang Real« = »Heiliges Blut« gelesen werden sollte. In der Alchemie vermischt sich der Gral mit dem »Stein der Weisen«, in der Mythologie mit den Gralsrittern von König Artus' Tafelrunde.

# WAS IST DER GRAL?

## Einführung

Als im Hohen Mittelalter eine unheilige Allianz von Paris und Rom die letzte Zufluchtsburg der ›Reinen‹ ausgehoben hatte, (das griechische Wort ›Katharer‹ ist als ›Ketzer‹ seither in den Sprachgebrauch eingegangen), suchten die Eroberer vergeblich nach dem Schatz der Sekte, dem ›Grak‹.

Etwas ›Kostbares‹ war angeblich in der Nacht zuvor in Sicherheit gebracht worden. Gut Hundert Jahre Minnedichtung im Abendland hatte dafür gesorgt, dass der Gralsmythos den interessierten Eingeweihten bekannt war: ein einzigartiger Edelstein vom Himmel herabgestürzt? Ein köstlicher Kelch von Wert ohnegleichen? Das waren bis dahin die gängigen Vorstellungen. Dann verbreitete sich das Gerücht, es handele sich um zwei Kinder, Träger und einzige Erben des ›Heiligen, Königlichen Blutes‹. Nun ging es plötzlich um den Inhalt des Gefäßes, die Symbolik des Juwels, um das ›Heilige Blut‹, – zumindest bis zum Hause König Davids zurückreichend. Ihm allein soll die Herrschaft über die Welt zufallen.

Mit Einsetzen der Renaissance und in Folge der Aufklärung entschwand das Interesse am ›Grak‹. Verfremdet, auch missbraucht und in abgewandelter Form als ›Stein der Weisen‹ taucht er zur Hochzeit des Spiritismus und der Alchemie wieder auf, um dann Ende des 19. Jahrhunderts bis weit ins 20ste zu einer neuen Blüte anzusetzen.

Nach wie vor ist ungeklärt, bleibt auch wohl unerklärbar, ob es sich bei dem vielbenutzten Begriff (mit dem Zusatz ›Heilig‹ auch von der Kirche gern vereinnahmt), überhaupt um ein materielles Gut, um Materie im klassischen Sinne handelt. Oder ob ›Grak‹ nicht vielmehr ein Erinnern an das Geheimnis des Entstehens der Menschheit verbirgt, die Sehnsucht nach dem Ur-Wissen, seinen Gefahren und Gefährdungen, aber auch der nie versiegenden Hoffnung auf die Existenz eines Höheren Wesens ...

## ANMERKUNG DES VERFASSERS

Lange Zeit galten die in diesem Buch auszugsweise zitierten Aufzeichnungen des Franziskaners William von Roebrok (\*1222) als in arabischen Bibliotheken verschollen. Niemand suchte nach ihnen, niemand bemühte sich um eine Übersetzung. Teile gingen, trotz vielfacher arabischer Abschriften, im Laufe der Jahrhunderte verloren. Aus ihren Resten – und anderen Quellen – hat der Autor die hier wiedergegebene Geschichte rekonstruiert. Ihre Einleitung ist ein Schreiben, das der Minorit wohl am Vorabend seiner Reise zu den Mongolen zu treuen Händen seines Ordensbruders Lorenz von Orta (Portugal) hinterließ, eine Mission, die ihn in den Jahren 1253–1255 als Gesandten Königs Ludwig IX. von Frankreich nach Karakorum, dem Sitz des Großkhans, führte. Das Dokument befand sich bei den ›Starkenberg-Rollen‹ und ist hier in gekürzter Form wiedergegeben.

Die ›Roebroksche Chronik‹ selbst setzt kurz vor 1244 ein, dem Jahr der Kapitulation der Gralsburg Montségur sowie auch des endgültigen Verlustes von Jerusalem. Sie ist überwiegend in latinesker Sprache verfasst, enthält jedoch zahlreiche Zitate und Verse in den damals geläufigen Idiomen des Mittelmeerraumes, der sogenannten ›lingua franca‹, einer Mischung aus Provenzalisch, Mittelhochdeutsch, Altgriechisch und Arabisch, deren Spuren sich heute noch als ›rätoromanisch‹ in abgelegenen Hochtälern der Alpen finden. Dieses ›ladin‹ wurde zum Teil original beibehalten. Übersetzungen befinden sich im Anhang.

Um dem interessierten Leser den Einstieg in die Geschichte zu erleichtern, hat der Autor vor jedem Unterkapitel Ort und Zeit notiert, wie auch mit dem Vermerk »Chronik« die Transkription des Originaltextes William von Roebroks gekennzeichnet. Dem Text angehängt ist ein ausführliches Personenverzeichnis, das zur besseren Übersicht parteilich gegliedert ist. Im Anhang befindet sich zudem ein ausführliches Glossarium, das chronologisch auf im Text erwähnte historische Fakten und Daten eingeht.

Die hier vorgenommene Aufteilung der Pentalogie von »Die Kinder des Gral« in 17 Bände folgt dem Wunsch zahlreicher Leser im In- und Ausland – insgesamt zum heutigen Tag über 1,4 Millionen –, handlicheres Lesematerial zur Mitnahme auf Reisen und Urlaub zur

Verfügung zu haben. Es entspricht auch meiner Vorstellung vom Teilen eines Gesamtwerkes in leichter übersichtliche Blöcke, denen weitere vorangestellt werden oder nachfolgen können.

Rom, den 28. Mai 2012

Peter Berling

## PROLOG

In memoriam infantium ex sanguine regali  
Dem Andenken der Kinder aus königlichem Blut

(Aus der Chronik<sup>2</sup> des William von Roebuk<sup>3</sup>)

Goldglühendes Licht einer für mich schon versunkenen Abendsonne lag noch auf der Ketzerfeste, als wolle Gott sie für unser Auge noch einmal emporheben in ihrer Verblendetheit, bevor sein Zorn sie zerschmettern würde als Strafe für ihre Sünden. Wir waren eben erst am Fuße des Pog eingetroffen, und bei uns unten im Tal herrschten schon die schwarzvioletten Schatten der schnell hereinbrechenden Nacht. So trat mir der Montségur<sup>4</sup> ein erstes Mal entgegen, und ich erschauerte ungewollt, ärgerlich über mich selbst. Noch hielt ich Gott für den Unsrigen, von der Rechtschaffenheit meiner katholischen *vocatio*<sup>5</sup> überzeugt, die mich ausgesandt hatte, am Ausbrennen dieser Eiterbeule ruchloser Häresie<sup>6</sup> teilzuhaben.

Ich, William von Roebuk, ein dralles Bauernschlitzohr aus dem Flämischen, in der ärmlichen Kutte meines Ordens der Minderen Brüder und dank eines *gräflichen*

<sup>2</sup> *Aus der Chronik...*: Fragment eines Schreibens des William von Roebuk an einen Ordensbruder.

<sup>3</sup> *William von Roebuk*: geb. 1222 als Willem im Dorf Roebuk (auch Rubruc oder Roebroek) in Flandern, studierte als Minoritenbruder Guglielmus in Paris..

<sup>4</sup> *Montségur*, die berühmteste aller Katharer-Burgen auf einem Bergkegel (»Pog«) im Ariège (Grafschaft Foix), wurde 1204 zur Festung ausgebaut, und zwar auf Veranlassung der Esclarmonde von Foix. An der Stelle befand sich bereits eine keltische Kultstätte. Die gut erhaltene Ruine des Munsalvatsch ist heute noch zu besichtigen.

<sup>5</sup> *vocatio*: lat. Berufung

<sup>6</sup> *Häresie*: Der Katharismus (aus dem griech. »hoi katharoi« = die Reinen) war eine sich von der römisch-katholischen Amtskirche radikal lossagende Erneuerungsbewegung. Örtlich ausgehend vom südwestfranzösischen Languedoc hatte sich die »Ketzerei« (das deutsche Wort ist ein Derivat des griech. »katharos«) sowohl über die Pyrenäen als auch durch die Provence und über die Alpen bis in die Lombardei, bis in den Balkan hinein ausgebreitet. Die Lehre der »Reinen« hatte ihren Ursprung in frühchristlichen Gemeinden, jüdischer Diaspora und keltischem Druidentum. Unter Einfluss von Gnosis und der dualistischen Mani entwickelte sie sich im Lauf des 12. Jahrhunderts zur gefährlichen Gegenmacht Roms. Vor allem die Bedürfnislosigkeit des katharischen Priestertums verschaffte den Ketzern enormen Zulauf beim einfachen Volke, aber auch der lokale Adel hing der Lehre an, die nicht – wie die römische Kirche – weltliche Machtansprüche stellte. Die katharische Religion wurde von ihren Anhängern freudig getragen, verhiess sie doch das Paradies, und mit dem Adel verband sie die gemeinsame Sehnsucht nach dem Heiligen Gral.

Stipendiums mit dem Hochmut eines *studiosus parisiensis* im Herzen, allwo ich die Universität besuchte, ich fühlte mich wie der Großinquisitor: »Zittere, katharische Schlangenbrut, dort oben im falschen Glanz einer heidnischen Sonne! Bald wird ein anderes Feuer euch leuchten, wenn erst aus den Scheiterhaufen eure gottlosen Seelen zur Hölle fahren!«

Heute, nach zehn Jahren – und über dreißig und bald kahlköpfig –, kann ich nur lächeln, wehmütig lächeln über den armen, ahnungslosen Franziskaner-Tölpel an der Schwelle zu einer nie geträumten Welt großer, geheimnisvoller, wilder und gemeiner, ja perfider Geister, wie er da stand am nicht erkannten Rand eines Hexenkessels voller Abenteuer, Nöte und Verderben – vor dem Eintritt, ach was, dem Hineinstürzen in ein Leben, gestößelt und gequirlt in Leidenschaft, Neid, Intrigen und Hass. Ein Leben, das in mir mehr einen Spielball sah, den es nach Lust und Laune herumwarf, auf dass mir noch Hören und Sehen vergehen sollte. Alles das vermochte ich nicht zu erahnen, doch ich erinnere mich eines Schauers im Angesicht der Gralsburg in jenem Licht. Munsalvätsch!

Begonnen hat es mit mir wohl an einem fernen anderen Ort. Das gräfliche Geschlecht derer vom Hennegau hatte aus Freude, einen der ihren zum Kaiser von Konstantinopel<sup>7</sup> gekürt zu sehen, auch die Pfarrei zu Roebuk mit einer Stiftung bedacht: ein letztgeborener, viel-, wenn nicht gar mehr versprechender Knabe des Dorfes durfte, den priesterlichen Konsens vorausgesetzt, zur höheren Ehre Gottes studieren. Ich war der Jüngste, leider! Und so und mit kirchlichem Segen, sprich *obolus*<sup>8</sup>, hatte mein Vater mich ins nächste Franziskanerkloster geprügelt, ohne sich um mein Protestgeschrei zu kümmern. Die Tränen meiner Mutter galten auch weniger meiner Not als der Sorge, ich vermöchte ihren Ehrgeiz zu enttäuschen, einen ruhmreichen Missionar zu ihren Söhnen zu zählen. Auch ein von Heiden erschlagener Märtyrer wäre ihnen nur recht gewesen!

Ich überstand das Noviziat, dank heimlich zugesteckter Kuchen, ohne körperlichen Schaden zu nehmen, was mir schon den Glorienschein des Auserwählten verlieh. Alsbald erhob ich das Betteln aus dem niedrigen Stand einer Tugend zu einer sich stets verleugnenden, sich gleichwohl selbst vergoldenden Kunst, sodass es mir nicht schwerfiel, meine Ordensoberen, kaum, dass die Tonsur mich verunzierte, zu überzeugen, mir einen Platz an der Universität zu beschaffen. Mein Vater legte sich stolz eine Schweinemast zu,

<sup>7</sup> *Kaiser von Konstantinopel*: nach dem von Venedig umgeleiteten IV. Kreuzzug, der mit der Eroberung von Konstantinopel (Byzanz) 1204 endete, riefen die europäischen Kreuzfahrer ein »Lateinisches Kaiserreich« aus und wählten Balduin IX., Graf von Flandern, zum ersten Kaiser = Balduin I. (16.5.1204 bis 15.4.1205).

<sup>8</sup> *obolus*: lat. Spende; ursprüngl. kleine griechische Münze

meine Mutter hoffte noch heftiger auf eine Art wundersame Kanonisierung, zumindest Seligsprechung. Mit nicht einmal neunzehn Lenzen verfrachtete man mich – *viribus unitis*<sup>9</sup> – nach Paris.

Ha, welche Stadt, doch welch teures Pflaster! Hier verfeinerte ich meine ordensmäßig anerzogene Gabe des Schnorrens zu hoher Blüte. Almosen? Welch demütigendes Konzept unwürdigen Daseins! Ich hielt die Gesellschaft derer aus, die mich aushielten: freien Austausch gegenseitiger Gunstbeweise möchte ich es genannt wissen!

Dem schwer vermeidbaren Studium der klassischen Theologie entzog ich mich weitgehend, mein ›Missionarsgewissen‹ immerhin beschwichtigend, indem ich das Arabische als Pflichtfach auf mich nahm, um mich für den unerbetenen Fall zu wappnen, meine Kustoden würden eines Tages auf die Idee kommen –meine Mutter ließ nicht locker! –, mich in die Wüsten der *Terra Sancta*<sup>10</sup> zu deportieren! Dort müsste ich die Heiden, wenn schon nicht um mein Leben, wenigstens um einen Schluck Wasser anflehen können. Die Macht des wohldozierten Wortes hatte mich schon immer beeindruckt, weshalb ich auch die Disziplinen der freien Predigt und der strengen Form der Liturgie nie vernachlässigte.

Dann suchte mein König jemanden, der ihm die Sprache der Muslime beibringen könnte. Ludwig der Heilige<sup>11</sup> spielte wohl schon seinerzeit mit dem erhebenden Gedanken, den Sultan persönlich zur Rede zu stellen, um ihn von seinem heidnischen Glauben abzubringen. Nicht weniger mag ihn bewogen haben, dass sein kaiserlicher Cousin Friedrich<sup>12</sup> diese Zunge glänzend beherrschte und darob viel Rühmens war. Für den hochfahrenden Herrn Studiosus, den ich damals spielte, ein erstaunliches Ansinnen, schien mir dieses Idiom doch ein gering geschätzter Behelf für von chronischer Schwindsucht Befallene, die Freude daran finden, sich gegenseitig anzuhusten und anzuspucken! Wenn ich heute dem Vortrag arabischer Dichter lausche, könnte ich vor Scham über meine jugendliche Ignoranz im Boden versinken, erhebt mich der Wohlklang ihrer Verse doch in lichte Höhen sonst nirgendwo erfahrener sprachlicher Schönheit.

<sup>9</sup> *viribus unitis*: lat. mit vereinten Kräften

<sup>10</sup> *Terra Sancta*: lat. das Heilige Land

<sup>11</sup> *Ludwig der Heilige*: Louis IX., König von Frankreich (8.11.1226 bis 25.8.1270), erhielt schon zu Lebzeiten den Beinamen »der Heilige« (Saint-Louis)

<sup>12</sup> *Friedrich II.*: Kaiser des »Heiligen Römischen Reiches« (22.11.1220 bis 13.12.1250). Der Staufer war durch seine Mutter Constance d'Hauteville gleichzeitig auch König von Sizilien.

Mein König hatte weit weniger im Sinn. Sich den ehrwürdigen Meister Ibn Ikhs Ibn-Sihlon, bei dem ich lernte, an den Hof kommen zu lassen traute er sich wohl nicht recht. So wurde ich als harmloser Mittler auserkoren, denn alle hielten mich für diesem Idiom besonders zugetan.

Zu einem geregelten Unterricht kam es nie. Wenn er mich kurz empfing, zog es mein Souverain vor, mit mir zu beten, oder ich musste ihm Geschichten von Saint-François<sup>13</sup> erzählen, den ich allerdings gar nicht mehr persönlich erlebt habe, was ich, um ihn nicht zu enttäuschen, stets geschickt überspielte. Wir waren's beide so zufrieden.

Es muss ein wüster Altraum gewesen sein, der meinen Herrn und allergnädigsten Gebieter heimsuchte, oder es waren seine Gebrechen, Blutarmut und Rotlauf, unter denen er litt, oder plagten ihn seine sonstigen geistlichen Berater – zu denen ich mich kaum zählen durfte? Seit Wochen lagen sie ihm in den Ohren, endlich den letzten Stachel der Ketzerei aus dem seit langem geschlagenen und geschundenen Fleisch des Südens zu reißen. Wahrscheinlich waren es die Einflüsterungen seines obskuren Beichtvaters Vitus von Viterbo<sup>14</sup>, vom Papst<sup>15</sup> persönlich geschickt, die ihn drängten, die Madonna zu versöhnen und den frechen Inquisitorenmord von Avignonet<sup>16</sup> zu rächen. Jedenfalls schwor der fromme Mann der allerheiligsten Jungfrau, nunmehr dem Ketzernest auf dem Pog de Montségur den Garaus zu machen. Jenem Maulwurf Roms – ich bekam ihn nie zu Gesicht – mögen unsere gemeinsamen Gebete ein Dorn im Auge gewesen sein, sodass ich mich eines Tages von königlicher Güte überschüttet sah: Ich erhielt das Privileg, bei dem Unternehmen gegen die Katharerfeste mitzuwirken – als Feldkaplan eines Provinz-Seneschalls, der schon zwei hatte und eigentlich keinen mehr wollte.

Der Viterbese sorgte dafür, dass ich sofort meine Bestallungsurkunde in die Hand gedrückt kriegte und in Marsch gesetzt wurde. Ich sah einen eintönigen Aufenthalt auf dem Lande vor mir, packte ein paar Bücher ein, die hoffentlich der Bibliothek nicht zu sehr fehlen

<sup>13</sup> *Saint-François*: Franz von Assisi, (1181–3.10.1226) geb. als Giovanni Bernardone. Begründer des Minoritenordens, »ordo fratrum minorum« (O.F.M.), nach ihm dann »Franziskaner« genannt.

<sup>14</sup> *Vitus von Viterbo*: geb. 1208 als Bastardsohn der einflussreichen Kurienfamilie Capoccio, Dominikaner

<sup>15</sup> *Päpste*: Am 22.8.1241 starb Gregor IX., ein erbitterter Gegner des Kaisers. Ihm folgte mit Coelestin IV. (25.10 bis 10.11.1241), Goffredo di Castiglione, vormals Kardinalbischof von Mailand, ein stauferfreundlicher Papst, der aber beseitigt wurde, um Innozenz IV. (25.6.1243–7.12.1254), Sinibaldo Fieschi Conte di Lavagna, vormals Kardinalbischof von Genua, Platz zu machen. Unter ihm wurde auf dem Konzil von Lyon (28.6. bis 17.7.1245) Friedrich als Kaiser abgesetzt.

<sup>16</sup> *Inquisitorenmord von Avignonet*: Am Himmelfahrtstag 1242 ermordeten okzitanische Ritter unter der Führung von Pierre-Roger de Mirepoix den Inquisitor von Toulouse Guillaume Arnaud und seine Gehilfen.



würden, um dem Stumpsinn eines Feldlagers in der Provinz meine geistige Weiterbildung entgegengesetzen zu können, verabschiedete mich auch nicht von meinen treu sorgenden Eltern, die mich und mein Ordenshaus in der Kapitale immerhin erfreulich regelmäßig mit Schweinswürsten und Speck versehen hatten, und begab mich lustlos auf die mir zugemutete Reise in den dumpfen Süden. Ich sollte weder Dorf noch Paris noch die lieblichen Gestade Flanderns je wiedersehen.

Einmal ins Mittelmeer getaucht, geriet ich in die Strudel von Skylla und Charybdis<sup>17</sup>; sie sogen mich in die Tiefe, rissen mich fort, warfen mich an Strände, von denen ich nie geträumt hatte – oder doch? Waren das nicht die endlosen Wüsten, die steinigen Gebirge, in denen der Versucher mich auf den Turm führte, jene Einöden, vor denen ich mich als Bub und noch als Novize geängstigt hatte, welche ich nun durchzog, durch die ich gezogen wurde, kleiner Bauer im gigantischen Schach der Großen dieser Welt. Bald Läufer, bald Springer – bedroht von finsternen Türmen, umschmeichelt von hohen Damen, Figur welchen Königs?

Anfangs diente ich noch Ludwig in bedingungsloser Loyalität. Er war mein guter Souverain; fehlte ich seiner, schämte ich mich, soweit mein Sinn für Scham entwickelt war. Doch in dem Maße, in dem ich ihn aus dem Auge verlor, schwand auch mein flämisch bodenständiges Selbstverständnis. Ich war entwurzelt. Andere Kräfte schoben mich bis an den Rand des Universums, warfen mich von dem übersichtlichen Brett, das mir so klar in Schwarz und Weiß aufgeteilt zu sein schien. Stellten mich zurück ins Spiel, wenn ich mich schon längst aufgegeben hatte, jagten mich, vergaßen mich. War Schwarz das Gute, für das es dem Mönch der *Ecclesia catolica*<sup>18</sup> zu kämpfen galt? War das rote Tatzenkreuz der Templer noch Signum Christi? Das grüne Tuch der Muslim, Versprechen oder Verdammnis? Die Feldzeichen der Mongolen, Brandeisen des Teufels? Oder die weißen, wehenden Gewänder der Katharer – verhiessen sie doch das Paradies? Ich erfuhr Barmherzigkeit von den Assassinen<sup>19</sup>, bedingungslose Treue von den Tataren<sup>20</sup>, fand

<sup>17</sup> *Skylla und Charybdis*: Meeresenge mit Strudel aus der Odysseussage, wird heute bei Messina lokalisiert.

<sup>18</sup> *Ecclesia catolica*: lat. die allgemeine Kirche

<sup>19</sup> *Assassinen*: Schiitisch-ismaelitische Geheimsekte mit Hauptsitz in Alamut (Persien), die 1196 auch in Syrien Fuß fasste. Ihr erster Großmeister dort war der Sheik Rashid ed-Din Sinan, der unter seinem Beinamen »der Alte vom Berge« berühmt und berüchtigt wurde. Das Wort »Assassinen« soll sich von »haschaschin« ableiten (den Mitgliedern der Sekte nachgesagter Drogengebrauch) und steht bis heute im gesamten Mittelmeerraum für »Meuchelmörder«. Die Benutzung des Beinamens »der Alte vom Berge« dehnte sich auf alle Nachfolger aus.

Freunde unter christlichen Rittern und Edelmut bei den arabischen Emiren. Ich erlebte Gift, Niedertracht und grässlichen Tod, ich sah Liebe und Opfer, doch kein Schicksal hat mich mehr bewegt als das der Kinder – der Infanten des Grals.

Ihrem Andenken fühle ich mich verpflichtet. Sie waren mir verwandt, als seien es die Meinen. Sie waren die zarten Figuren der Hoffnung, die von gnadenlosen Gewalten über das Spielbrett geschoben wurden, das kindliche Herrscherpaar im ›Großen Plan‹. Mein König und meine Königin! Mit ihrem Ende zerstob der Traum von Frieden und Glück für den Rest der Welt. Ich war nur eine kleine unwichtige Figur, die überleben durfte. Sie wurden geopfert, noch bevor die Partie zu Ende ging.

Von ihnen will ich berichten ...

<sup>20</sup> *Tataren*: Bezeichnung der fernöstlichen Steppenvölker, die um 1240 erstmals nach Europa eindrangen. Erst danach setzte sich der präzisere Begriff »Mongolen« durch.

# I

## MUNSALVAETSCH

### Die Belagerung

*Montségur, Herbst 1243*

Als schroffer Felskegel ragt der Montségur aus der zerklüfteten Niederung – entrückt, wie nicht von dieser Welt und nur himmlischen Heerscharen sich öffnend, so sie denn aus ihrer Engelsperspektive eine Handbreit platten Grundes erspähen, um ihre Himmelsleiter aufzusetzen. Naht ein menschlicher Eindringling vom Norden her, scheint der Berg zum Greifen nah wie ein abgesetzter Helm, den eine Zauberhand steil in die Höhe hebt, je näher sein Fuß der Flanke rückt. Schleicht er sich, dem Trug des weich abfallenden Bergrückens erliegend, von Osten an, wirft ihn der gereckte Schild des Roc de la Tour zurück, wenn er ihn nicht in die gischtige Klamm des Lasset schleudert, der sich so tief in die Felsen geschnitten hat, dass von dort unten nicht einmal mehr die Kuppe des Berges, geschweige denn die Burg zu sehen ist. Nur im Südwesten läßt nach geschwungenem Hang ein bewaldeter Sattel ein. Doch kaum hat der keuchende Kletterer den Schutz des Unterholzes verlassen, zieht die nackte Geröllhalde steil nach oben. Und genau über ihm kragen die Mauern. Er kann das Tor erkennen, und er weiß, es wird sich ihm nicht öffnen. Sein Herz klopft wild, sein Atem geht stoßweise, die Luft ist dünn – blauviolett leuchten die Gipfel der nahen Pyrenäen herüber, auch in diesem Altweibersommer des Jahres 1243 schon mit Schnee bedeckt. Der Wind fährt raschelnd durch die Blätter des Buchsbaumes. Der Eindringling hört das Zwitschern des Armbrustbolzens nicht, der ihm die Kehle aufreißt, ihn an den Stamm des Bäumchens nagelt. Sein Blut quillt wie aus einem erquickenden Quell, nach dem er sich während des Aufstieges so geseht. Es sprudelt hervor in den Stößen seines ermattenden Herzschlags. Die grauen Felsen über ihm verwachsen mit den Mauern, werden hell, licht wie der Himmel dahinter, die Sinne haben ihn verlassen, bevor er rückwärts in das dunkle Grün des Waldes stürzt, den er nicht hätte verlassen sollen.

Das Feldlager hatte sich auf dem gegenüberliegenden Wiesenhang breitgemacht, in respektvoller Distanz zum Pog und in sicherer Entfernung vor der Reichweite der Steinschleudern. In seiner Mitte hatten die beiden Anführer ihre Zelte aufgeschlagen: Pierre Amiel, Erzbischof von Narbonne und Legat des Papstes, der sich die Vernichtung

der »Synagoge Satans« eifernd aufs Panier geschrieben, und in gebührendem, wenn nicht gesuchtem Abstand zu diesem lagerte Hugues des Arcis, Seneschall von Carcassonne, den der König zum militärischen Führer der Unternehmung bestellt hatte.

Obleich der Legat dem Heer wie jeden Morgen die Messe gelesen hatte – viel lieber wäre er wohl an dessen Spitze mit Leitern und Türmen gegen die Ketzerfestung gestürmt –, kniete der Seneschall auch zum abendlichen Angelus-Läuten vor seinem Zelt zum Gebet nieder, umgeben von seinen drei Feldkaplanen, als deren einer William von Roebuck amtierte.

Der Erzbischof, dem zuviel gebetet und zu wenig gekämpft wurde, wartete mühsam beherrscht das Amen ab: »Das Heil Eurer Seele solltet Ihr weniger im Frieden mit Gott als im Kampf gegen seine Feinde suchen!«

Der Seneschall genoss es, sich noch nicht erhoben zu haben, hielt die Augen geschlossen und die Hände gefaltet – weiß zeichneten sich die Knöchel seiner gepressten Fäuste ab –, aber er schwieg.

»Diese Art schonender Belagerung praktizierte der Graf von Toulouse<sup>21</sup> lange genug, und mein Herr Papst –«

»Ich diene dem König von Frankreich«, unterbrach ihn hier Hugues des Arcis; er hatte sein seelisches Gleichgewicht wiedergefunden und ließ in Ruhe seinen Ärger an seinem geistlichen Gegenspieler aus, »und werde – so Gott will – getreulich seinen Befehl ausführen: Einnahme des Montségur!«

Er stand auf und entließ seine Kaplane mit einer schroffen Handbewegung. »Die Ketzerverfolgung, die Euch so am Herzen liegt, muss sich diesem Primat beugen. Sie von einem Toulouse zu erwarten, zeugt von wenig politischem Fingerspitzengefühl: handelt es sich doch bei den Verteidigern um seine eigenen ehemaligen Vasallen, oft sogar um Blutsverwandte!«

»*Faidits*<sup>22</sup>!«, schnaubte der Erzbischof. »Treulose Verräter, Aufrührer! Und der hier zuständige Lehnsherr, der Vicomte von Foix<sup>23</sup>, hält es nicht einmal für nötig, bei uns zu erscheinen!«

<sup>21</sup> *Toulouse*: Die Grafen von Toulouse. Nach Raimond VI. (1194–1222) übernahm der Sohn aus seiner (vierten) Ehe mit Joan Plantagenet (Schwester des Richard Löwenherz), Raimond VII., nominell den Grafentitel, eroberte 1218 Toulouse (von Simon de Montfort) zurück, verlor aber die Grafschaft im Vertrag von Meaux 1229 endgültig an Frankreich. 1242 letzter erfolgloser Aufstand, 1249 stirbt der letzte rechtmäßige »Comte de Tolosa«.

Der Seneschall wandte sich zum Gehen: »Sein Nachfolger ist längst bestimmt: Guy de Levis<sup>24</sup>, Sohn des Kampfgefährten des großen Montfort! Soll er für ihn das Eisen aus dem Feuer holen!«

Pierre Amiel heftete sich geifernd an seine Fersen. »Feuer? Das solltet Ihr hinauftragen und in das Nest dieser Teufelsbrut werfen, auf dass sie alle in Rauch und Flammen zur Hölle fahren!«

Wortlos bückte sich der Seneschall und zog einen brennenden Ast aus einer der Feuerstellen. »Die Fackel der Inquisition!« höhnte er und streckte dem verduztten Erzbischof das flammende Holz entgegen. »Tragt sie hinauf! Wenn Ihr unterwegs genug blast oder die heilige Jungfrau Euch ihren Odem leiht, wird sie schon nicht verlöschen!«

Da der Legat keine Anstalten machte, den schwelenden Ast entgegenzunehmen, warf ihn der Seneschall zurück in die Glut und schritt von dannen. Sein Gefolge, das solche Auftritte von ihm gewöhnt war, mochte sich ein Lachen nicht verkneifen.

Die Dämmerung brach herein; überall leuchteten jetzt die Lagerfeuer auf. Die Marketenderweiber füllten die Bottiche, und die Soldaten drehten die Spieße, weil die Jagd in den Wäldern des Corret und das Plündern der Bauern des Taulats heute etwas gebracht hatten. Sonst wären nur gesammelte Eicheln und Kastanien und das harte Brot geblieben, das die Fourageure<sup>25</sup> verteilten.

Die Mannschaften waren Söldner. Ihre Herren, die Kreuzritter, waren Noble aus dem Norden, die sich dem Wunsch ihres Souverain Ludwig nicht widersetzen mochten, Schmeichler, die seine Gunst zu erringen trachteten, oder einfach Abenteurer, die sich – die Lehen und Pfründe waren längst vergeben – wenigstens Beute und sonstigen Gewinn versprochen, zumal die Kirche jedem Teilnehmer vollkommenen Ablass und Vergebung aller Sünden zugesichert hatte.

Die Mauern des Montségur, dessen stärkste Flanke im stumpfen Winkel auf das Heerlager herabsah, waren in das Gold der untergehenden Sonne getaucht.

<sup>22</sup> *faidits*: frz. die Verfeimten (vom arab. *faida*); heute noch für Blutrache, Fehde im Mittelmeerraum gebräuchlich

<sup>23</sup> *Vicomte von Foix*: eng verwandt mit dem Haus Trencavel. Der Bruder der berühmten Esclarmonde, Roger-Bernard II., war 1241 gestorben. Ihm folgte Roger-Bernard III., dessen Bastardbruder Wolf ›Lops de Foisch‹, zum berüchtigten Faidit (s. u.) wurde. Dessen Schwester war Esclarmonde d'Alion.

<sup>24</sup> *Guy de Levis*: Die Familie de Levis hatte nach dem Kreuzzug gegen den Gral (1209–1213) die Vizegrafschaft von Mirepoix (Vescomtat de Miralpeix) erhalten. Eine Isabel de Levis ist die Mutter von Marie de Saint-Clair.

<sup>25</sup> *Fourageure*: aus dem Frz., für die Verpflegung Zuständige

»Wie viele mögen es wohl sein?« Esclarmonde de Perelha<sup>26</sup>, die junge Tochter des Kastellans, trat furchtlos an die zinnenlose Brüstung der Mauer und schaute hinab ins Tal.

»Sechstausend, zehntausend?«

Der Vicomte Pierre-Roger de Mirepoix, Schwager Esclarmondes und Kommandant der Festung, lächelte. »Es sollte Euch nicht berühren«, sanft drängte er sie zurück, »solange sie nicht in der Lage sind, auch nur hundert unter die Wälle zu schicken.«

»Aber sie werden uns aushungern –«

»Bislang hat jeder der Herren da unten sein Zelt nach Gutdünken aufgeschlagen, sich landsmannschaftlich voneinander absetzend.« Der Mirepoix wies mit der Hand über Hang, Hügel und Täler. »Diese dümmliche Arroganz, unterstützt von der zerklüfteten, unübersichtlichen Umgebung und den dunklen Wäldern, vor denen sie sich fürchten, hat für uns zur angenehmen Folge, dass ihr Belagerungsring mehr Löcher aufweist als der Käse aus den Pyrenäen, den man uns wöchentlich frisch hier heraufbringt.«

Es war offensichtlich, dass er ihr Mut zusprechen wollte. Schon ihr Name verpflichtete Esclarmonde dem Vorbild der berühmtesten Katharerin, jener ›Schwester‹ Parsifals<sup>27</sup>, die vor nun bald vierzig Jahren den Montségur hatte ausbauen lassen. Auch die junge Esclarmonde war eine *parfaite*, eine Reine. Ihr leibliches Leben war in höchster Gefahr, wenn der Berg des Heils nicht standhalten sollte. Doch solche Gefahr achtete sie gering.

»Der Gral –«, sagte sie leise, ihre einzige Sorge dem Vicomte mitteilend, »sie sollen ihn nicht erfahren, noch Hand an ihn legen können.«

Zwei kleine Kinder waren unbemerkt hinter sie getreten. Der Junge umklammerte furchtsam die Beine der jungen Frau, während das zierliche Mädchen keck an den Mauersims trat, einen Stein in die Tiefe warf und verzückt seinem Aufschlag lauschte, der erst den Kommandanten auf sie aufmerksam machte.

»Ihr sollt doch nicht hier oben –«, entfuhr es ihm, da sah er schon die Amme von der Treppe herbeistürzen, die vom Burghof steil hinaufführte. Er gab der Kleinen einen Klaps, griff sie am Schlafittchen und drückte sie der Dienerin in die Hand. Esclarmonde strich dem Jungen übers Haar, der artig der Frau folgte.

»Wie lange noch?« wandte sich Esclarmonde wieder an den Vicomte.

<sup>26</sup> *Esclarmonde de Perelha* (frz. de Pereille), nicht zu verwechseln mit der »großen Esclarmonde« von Foix, der ›Schwester‹

<sup>27</sup> *parfait, parfaite*: frz. der bzw. die »Vollkommene«, Ausdruck für die in die katharische Glaubensgemeinschaft aufgenommenen »Reinen«, auch »buonhommes« = »Gutmänner« genannt.

Der Festungskommandant schien in Gedanken versunken. »Friedrich kann uns nicht im Stich lassen ...« Doch seiner Stimme gelang es nicht, den Zweifel zu verbergen.

»Der Staufer tritt das Heil mit den Füßen«, sagte sie ohne Bitternis, »sein eigenes – wie viel mehr erst das seines Blutes. Verlasst Euch nicht auf ihn – um ihretwillen!« Sie warf einen Blick auf die beiden Kinder, die alles daransetzten, der Amme den Abstieg auf der steilen Steintreppe zu erschweren.

»Es gibt eine höhere Macht. Ich schwöre Euch, Esclarmonde, sie werden gerettet werden. Seht her!« Er schritt hinüber zur Ostecke, wo sich das überdachte Observatorium befand.

»Diese Seite, wo der Lasset aus den Tabor-Bergen durch die tief eingeschnittene Schlucht tost, ist völlig unbewacht geblieben.«

Esclarmonde grüßte mit zusammengelegten Handflächen die weiß gekleideten Greise, Parfaits wie sie, die von der Plattform den Lauf der aufblinkenden Gestirne beobachteten.

»Neben der mangelnden Disziplin unserer Feinde«, fuhr der Mirepoix fort, »hilft uns vor allem, dass viele der geworbenen Truppen mit uns sympathisieren. So die aus dem Camon, ehemalige Lehnsleute meines Vaters – sie lagern unterhalb des Roc de la Tour.« Er bemühte sich der jungen Frau Zuversicht einzuflößen. »Solange er in unserer Hand ist, reißt die Verbindung zur Außenwelt nicht ab – und so besteht durchaus Hoffnung ...«

»Ach, Pierre-Roger«, sie legte ihre Hand auf seine Schulter, »hofft nicht auf die Außenwelt, versperrt sie doch nur den Blick auf die Tür zum Paradies. Das Paradies jedoch ist die Gewissheit, die uns keiner nehmen kann!«

Sie entließ ihn mit einem heiteren Lächeln.

Dunkelheit hatte inzwischen den Montségur umfassen, dafür leuchteten die Sterne um so heller. Unten im Tal glimmten die Feuer, doch die zotigen Gesänge, das Kreischen der Huren und das Fluchen der Soldateska beim Würfelspiel und beim Saufen drang nicht bis zur Spitze des Berges herauf.

Die Stimmung im Lager war schlecht. Es nahte der Herbst. Sie hockten hier nun schon ein gutes halbes Jahr. In den ersten Tagen hatten etliche Draufgänger Sturmangriffe auf eigene Faust versucht und sich dabei blutige Nasen geholt. Die strategische Lage und die Feuerkraft der Festung hatte nicht umsonst über zwei Generationen hinweg allen Attacken getrotzt.

Der Seneschall wusste darum und hielt sich zurück, obgleich der päpstliche Legat ihn ständig drängte. Doch auch Hugues des Arcis wurde ob der untätigen Warterei am Fuße des Pogs immer unleidlicher. Er ließ seine Feldkaplane mehrmals am Tage die Messe

lesen, als ob Beten seine militärische Lage hätte verbessern können. So war auch in dieser Nacht der Franziskaner zum Beten angetreten, als dem Seneschall die Eingebung kam.

»Baskische Gebirgsjäger!« eröffnete er William, der gewohnheitsgemäß niedergekniet war. »Wir sollten sie sogleich anwerben, für teures Geld, auch wenn sie sich kaum aufmachen werden, bevor die Ernte eingebracht ist!«

»Gelobt sei der Herr und die heilige –«, begann William.

»Heb deinen flämischen Arsch«, schnaubte der Seneschall, »und reich mir lieber den Krug rüber! Darauf müssen wir trinken!«

## Die Montagnards<sup>28</sup>

*Montségur, Winter 1243/44 (Chronik)*

Im Spätherbst traf das Korps der »Montagnards« aus dem fernen Baskenland bei uns ein. Mein Herr, der Seneschall, ließ sie gar nicht erst im Feldlager kampieren, sondern führte sie persönlich um die Nordwestecke des Pogs herum, unter den Roc de la Portaille, hinter dem die Wand am steilsten aufragt, dass man den Donjon<sup>29</sup> des Montségur von unten kaum noch sehen kann. Hier ließ er sie rasten.

Zum Neid meiner Mitbrüder hatte er nur mich erwählt, ihn zu begleiten. Am Nachmittag brachen wir wieder auf und schlängelten uns unter der Nordwand, vor jedem Blick geschützt, durch die hohen Tannen des Waldes von Serralunga, dessen Ausläufer hier bis an den Fels heranreichen.

Ich ging hinter Jordi, einem der Hauptleute der Basken. Nur mit Mühe gelang es mir, mit ihm Schritt zu halten und ihn in ein Gespräch zu verwickeln, wobei wir uns mit einem Gemisch italienischer und latinesker Brocken behalfen. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, wohin unser geheimer Zug führen sollte.

»Roc de la Tour«, beschied er mich knapp.

Und ich keuchte stolpernd: »Warum?«

»Eine Wurst, die man schneiden will, muss man erst mal zubinden. Und das hat man dort vergessen«

<sup>28</sup> *Montagnards*: frz. Gebirgsjäger

<sup>29</sup> *Donjon*: In der normannischen Burgbauweise übliche Bezeichnung für den festungsartigen Hauptturm



Ich schwieg. Zum einen, weil mir bei seinen Worten sofort Hungergefühle aufstiegen, zum anderen weil mir beim Gedanken ans Essen der ›Gral‹ durch den Kopf schoss, von dem hier alle im Lager munkelten, aber worüber mir keiner auch nur eine im geringsten befriedigende Antwort geben konnte. Es musste mehr sein als ein Schatz, eine Labsal, die keinen Durst mehr verspüren ließ, ein himmlisches Manna, das einen armen Mönch wie mich über alle irdische Mühsal erhob.

»Suchen wir den Schatz, diesen Gral?« bohrte ich vorsichtig, weil ich mich schämte, es nicht besser zu wissen, und weil ich schon oft die wunderlichsten, schroffsten Reaktionen erlebt hatte, wenn unsereins auf den eigentlichen Grund unseres Kreuzzuges zu sprechen kam.

»Nein, William«, grinste Jordi, »es geht um einen Haufen wertloser Steine, um die sich keiner gekümmert hat, weswegen sie für die Verteidiger des Montségur zum bequemen Mauselloch geworden sind, durch das sie ihren Nachschub holen – doch jetzt kommt die Katze!«

Er lachte pfiﬃg, und ich wusste so viel wie zuvor, immerhin aber ungefähr, wo der Roc de la Tour lag: am äußersten Nordostpunkt des Pog, dort wo sich der Sattel des Berges senkte und den Lasset wieder freigab.

»Warum gehen wir nicht durch die Schlucht, die viel kürzer sein soll?«

»Ganz einfach, weil dort die Templer wachen und längst unser Kommen hinaufsignalisiert hätten!«

»Das sind doch christliche Ritter«, schnaubte ich empört, »wie könnt Ihr denken, sie hielten es mit den Ketzern?«

»Du hast nach dem Gral gefragt, Franziskaner? Da hast du die Antwort!« Er schritt jetzt schneller und gab mir so zu verstehen, dass er mir nichts weiter sagen wollte.

Bald waren wir am Fuße des Felsen angekommen, wo die Leute aus dem Camon lagerten. Der Empfang war frostig, wenn nicht feindselig. Sie begrüßten den Seneschall förmlich, die Basken hingegen gar nicht. »Verräter!« hörte ich sie zischeln.

Mittlerweile war es dunkel geworden. Der Seneschall verbot, was die Stimmung nicht gerade hob, jedes Feuer, um Lichtsignale zu verhindern.

Über uns, dem Auge halb verborgen hinter schnell ziehenden Wolkenfetzen, reckte sich das Vorwerk der Ketzerfeste in die mondlose Nacht. Die Montagnards hatten sich die braungegerbten Gesichter zusätzlich noch mit Ruß geschwärzt. Sie trugen keine Rüstungen, keine schweren Waffen – nur eng sitzende Lederwämse und zweiseitig geschliffene Dolche, deren Griffe über die Schulter und aus den Stiefeln ragten.

Auf Befehl des Seneschalls segnete ich sie, jeden einzelnen. Als die Reihe an Jordi kam, flüsterte ich nach dem Kreuzzeichen: »Die Muttergottes behüte ...«

Doch er zog aus seinem Hosenschlitz eine schwarze Katzenpfote hervor. »Spuck drauf«, raunte er mir zu, »wenn du mir wohl willst.«

Ich täuschte einen Hustenanfall vor und tat ihm den Gefallen.

Die Montagnards bewegten sich wirklich wie Raubkatzen, sie verständigten sich durch Tierschreie; kaum dass sie in die Felswand eingestiegen waren, wurden sie alsbald unseren Blicken entzogen.

Ich verbrachte den Rest der Nacht trinkend, meinem Seneschall Gesellschaft leistend. Wir schwiegen und lauschten in die Höhe. Ob ich es mir nur einbildete oder dem Bericht Jordis erlegen war, jedenfalls sah ich das Geschehen deutlich vor mir, so als hätte ich es selbst miterlebt:

Die Montagnards erklommen zügig die Höhe des Roc de la Tour, doch eng ins schroffe Gestein gepresst warteten sie reglos, bis das Morgengrauen einsetzte.

Die Verteidiger des Vorwerks, katalanische Armbrustschützen, hatten die ganze Nacht ins Dunkel gestarrt, denn die Ankunft der Basken war ihnen nicht verborgen geblieben. Als der Morgen endlich dämmerte, schien die Gefahr für diese Nacht gebannt. Die Anspannung ihrer Augenlider ließ nach. Es verging noch in trügerischer Stille die Zeit eines Ave Maria – die Montagnards sprangen die übernachtigten Verteidiger an, im Sprung zogen sie ihre Dolche – Röcheln, Stöhnen, dumpfer Fall – ein paar Felsbrocken prasselten, dazwischen das Zwitschern der Bolzen – die Katalanen zogen sich über den bewaldeten Höhenrücken unter die schützenden Burgmauern zurück. Die Basken wagten nicht, ihnen zu folgen. Auf Distanz waren die Armbrustiers überlegen, doch es war noch zu dunkel, und so ließen diese davon ab, die Montagnards wieder vom Roc zu vertreiben.

Damit war die letzte, uns jedenfalls bekannte, Verbindung der Belagerten mit der Außenwelt abgeschnürt, der Ring um den Montségur geschlossen.

Den Rest erzählte mir Jordi, als ich ihn Tage später im Lager wiedertraf. Unten im Tal hatte der findige Monseigneur Durand, seines Zeichens eigentlich Bischof von Albi, seine berühmten Wurfmaschinen zerlegen lassen; diese zogen die Basken jetzt an Seilen herauf. Doch die Verteidiger konnten dank eines ebenso genialen *catapulteurs*, Bertrand de la Beccalaria, die Scharte wieder auswetzen. Der Ingenieur aus Capdenac hatte die von ihm geleitete Dombauhütte zu Montauban spontan im Stich gelassen, als er von der Not seiner Freunde erfuhr, und war in letzter Minute mit seinen Helfern noch in die Festung geschmuggelt worden. Seine transportablen Steinschleudern wurden auf dem Pas de

Trébuchet in Stellung gebracht und erwiderten den Beschuss der Angreifer so wirkungsvoll, dass an weiteres Vordringen nicht zu denken war.

Der Höhenrücken, bewaldet und durchzogen von versteckten Passagen zwischen den Felsen, mal unter, mal über dem Grund, voller Höhlen und geheimen Ausfallpforten, blieb in der Hand der Katalanen. Die Montagnards beschränkten sich auf das Halten des eroberten Brückenkopfes. Doch von dort aus reichte die Wurfkraft ihrer Maschinen nicht weiter als bis zur Barbacane<sup>30</sup>, dem wuchtigen Außenwerk des Montségur.

»An die Mauern der Burg selbst kommen wir nicht heran!«

»Und warum schickt man Euch keine Verstärkung?«, wollte ich schlauer Strategie wissen, »und rückt dem Teufelsnest mit seiner Schlangenbrut nicht endlich auf den Pelz?«

»Weil«, Jordi pfiff zwischen den Zähnen, »weder der Herr Seneschall noch der Herr Erzbischof besonders gute Kletterer sind – noch ihr lahmes Fußvolk!« Er lachte.

»Außerdem erfüllen wir unseren Zweck!«

In der Tat: Tag und Nacht wuchteten und hämmerten jetzt die Wurfmaschinen des Monsignore Durand ihre mörderischen Brocken blind über den Wald in die Mauern der letzten Außenbastionen; sehr zum Vergnügen des päpstlichen Legaten. »In der Barbacane zermalmen wir jetzt die Ketzer, wie der Stößel in den Mörser fällt«, frohlockte Jordi.

»Sterbend erhalten sie das *consolamentum*<sup>31</sup>, die Letzte Ölung dieser Irrgläubigen, auf dass sie in der Hölle besser schmurgeln«, wusste ich hohnvoll zu ergänzen.

»Doch auch die Verteidiger lassen ihre todbringenden Schleudern sprechen, knicken unsere Leiber, fegen die ungeschützt Anstürmenden vom steilen Geröllhang hinab in die Schründe, an deren Ende uns der Herr Erzbischof als himmlischer Türschließer schon erwartet!«

»Und Euch, Jordi, macht Euch nichts den Tod fürchten?«

»Ich verlass' mich auf besseren Zauber!« lachte er. »Mir ist geweissagt, ich würde nur zu meinen Ahnen kehren, wenn um mich versammelt sei die Trinität eines römischen Bischofs, eines häretischen Templers und eines franziskanischen Gralhüters! Da kann ich lange warten!«

»Weiß Gott! Zumal wir Minoriten höchstens Schafe hüten«, rief ich aus. »Und welchen heidnischen Hexenkünsten verdankt Ihr diesen Schutz?« Ich war neidisch auf ihn, dem solches prophezeit ward, hatte ich doch nur mit der Anrufung der Jungfrau und etlicher

<sup>30</sup> *Barbacane*: frz. ursprünglich Schießscharte, dann allgemein üblich für Außenwerk einer Festung

<sup>31</sup> *consolamentum*: lat. Tröstung, im Katharismus übliche freiwillige Todesweihe, an die sich nur noch die »endura«, der letzte »harte« Weg bis zum Erreichen der »Pforte zum Paradies« anschloss.

Heiliger aufzuwarten. Allerdings war mein Leben auch nicht in Gefahr, wenn mir nicht gerade ein verirrter Stein auf den Kopf fiel. »Verratet es mir!«

»Habt Ihr nie von der weisen Frau gehört, die ...? Seltsam!« Jordi musterte mich mit einem Blick, der Argwohn und Belustigung zugleich ausdrücken konnte. »Sie kennt Euch!«

Jordi zog es vor, nichts weiter verlauten zu lassen, aber ich lief ihm nach. Er wurde unwillig: »Haltet mir bloß diesen franziskanischen Unglücksraben, der da durch euer Lager streicht, vom Leibe!« hat sie gesagt, wenn du es genau wissen willst. »Ich will ihn nicht zwischen den Füßen! ««

Ich verstand sehr wohl, dass dies auch Jordis Haltung mir gegenüber entsprach. Ich ärgerte und schämte mich. Wir gingen uns von da an aus dem Wege. Vor allem aber war ich sehr beunruhigt.

Kurz darauf hieß es für die Montagnards zurück auf den Pog. Diesmal wurde überhaupt nicht gesegnet, und wenn, wären meine Mitbrüder an der Reihe gewesen. So hatte ich keine Gelegenheit, Jordi noch einmal zu sprechen und danach zu fragen, was es mit mir und dieser Wahrsagerin auf sich habe.

Sie war unter dem Namen › Loba<sup>32</sup> die Wölfin‹ bekannt. Eine wahrscheinlich katharische Hexe, soviel hatte ich inzwischen im Lager in Erfahrung gebracht, die im Walde von Corret hauste und auf deren Sprüche gut Verlass sei.

Gewappnet mit der Schlichtheit meines Gemüts, neigte ich mehr und mehr dazu, sie zur Rede zu stellen über ihre Weisheiten bezüglich meiner Person. Ich würde sie schon verdauen; denn sagte nicht der Herr: »Alles, was da feil ist auf dem Fleischesmarkt, das esset und forschet nicht nach, auf dass ihr das Gewissen nicht beschweret.«

Die Stellen über das Essen hatte ich mir immer gemerkt. Und was der Herr so freundlich meinem Magen zugestand, das mochte erst recht für meinen Kopf gelten.

## **Die Barbacane**

*Montségur, Winter 1243/44*

<sup>32</sup> *Loba*: provenç. die Wölfin, geb. 1194, nom-de-guerre einer katharischen »parfaite«, Roxalba Cecelie Stephanie de Cabaret (Cab d´Aret), okzitanische Adelsfamilie, ihr Cousin Pierre-Roger de Cabaret war der Anführer der Faidits.

Unter schweigend erbrachtem Blutzoll – auch das hatte Loba die Wölfin dem Hauptmann der Montagnards vorausgesagt: »Der Mantel der Nacht bietet keinen Schutz gegen blinde Geschosse!« – erklimmen die Basken den Pas de Trébuchet und erdolchten und erwürgten in erbitterten Handgemengen dessen Katapultbesatzung. Während die Verteidiger der Barbacane noch argwöhnisch ins Dunkle gelauscht und sich gewundert hatten, warum das vertraute Zischen und Scheppern der Schleudern so plötzlich verstummte, waren die Basken bereits über sie hergefallen. Zu spät ertönte die Alarmglocke. Die Schlaftrunkenen wurden niedergemacht, bevor aus der Burg Hilfe kommen konnte.

Als der Tag graute, starrten die Montagnards mit Grausen in die senkrecht abfallende Tiefe, die sie in der Finsternis durchstiegen hatten.

»Der Besitzwechsel der Barbacane richtet sich so schnell gegen uns Verteidiger des Montségur«, beschied oben auf der Burgmauer Bertrand de la Beccalaria seinen Gastgeber fast emotionslos, »wie die Miliz des Monsignore Durand braucht, um die *adoratrix murorum*<sup>33</sup>, sein gigantisches Katapult, dort in Stellung zu bringen!«

»Wir können sie nicht hindern«, trotzte sich Ramon de Perelha, der Kastellan, Zuversicht ab, »aber wir werden auch diese Prüfung durchstehen.«

Bald donnerten hundert Pfund schwere, roh behauene Granitkugeln gegen die Burg. Die über vier Meter dicke Ostmauer hielt stand, aber das auf ihr errichtete Gebälk des Observatoriums wurde sofort zerfetzt, und die im Hof darunter liegenden Dächer wiesen immer mehr Löcher auf.

›In Abständen eines hastig heruntergebeteten Rosenkranzes‹ – so der Spott des Kastellans – fauchten die Geschosse heran. Gefolgt von krachenden Einschlägen, wenn sie ein hölzernes Ziel fanden, begleitet von dumpfem Aufprall, wenn sie sich in den Boden des Schlosshofes bohrten. Sie zermürbten die Gemüter der Frauen und Kinder, die verängstigt in den Kasematten hockten.

Nicht alle ließen sich von den großen Marmeln sonderlich beeindrucken. Der kleine schüchterne Junge und das Mädchen hatten sich vor ihrer Amme unter den Stufen der Steintreppe versteckt, die zum Observatorium hinaufführte. Sie hielten sich bei jedem Pfeifen, das sie über ihren Köpfen vernahmen, die Augen zu und wetteten blind auf das Ziel: ›Dach‹, oder ›Hof‹. Sodann verfolgten sie mit Enthusiasmus den Schaden in den Dachziegeln und das Kullern der Kugeln im Sand, den man auf das Pflaster aufgebracht hatte, um ein Springen der Geschosse zu verhindern.

<sup>33</sup> *adoratrix murorum*: lat. Maueranbeterin.

Eine besonders große Marmel kam langsam auf das Versteck der Kinder zugerollt, was zur Entdeckung der beiden durch die aufgelöste Amme führte. Sie fuchtelte verzweifelt mit den Armen, dass die Kinder zu ihr kommen sollten, doch die betasteten interessiert den runden Stein, der vor ihnen zum Stillstand gekommen war. Soldaten nötigten sie mit freundlichem Zureden, ihre Höhle zu verlassen, und trugen sie – immer im Schatten der Mauer – hastig hinüber zum schützenden Donjon, bevor das nächste Geschoss heranschwirrte.

»Die Garnison gibt die Hoffnung keineswegs auf«, berichtete Ramon Perelha mit gewissem Stolz dem Kommandanten, dem Vicomte de Mirepoix. »Noch halten die katalanischen Armbrustschützen den Zugang zur Burg nach allen Seiten frei, noch halten sich die Verluste der Kämpfenden in Grenzen, noch können alle Wehren ausreichend bemannt werden ...«

»Auch in Anbetracht der Tatsache, dass die *parfaits* selbst bei der größten Bedrohung niemals zu den Waffen greifen würden«, fügte der leitende Ingenieur sarkastisch hinzu.

»Wenn sie das täten«, entgegnete ihm der junge Kommandant, »dann würden sie sich selber aufgeben, und der Montségur wäre verraten, noch bevor er kapitulieren müsste!«

»Davon kann überhaupt nicht die Rede sein!«, unterbrach sie der Kastellan barsch.

»Vorräte und Feuerholz sind reichlich vorhanden, die Zisternen wohl gefüllt!«

## **Die Kapitulation**

*Montségur, Frühjahr 1244 (Chronik)*

Die täglichen Messen für das Seelenheil meines Herrn Seneschall lasen meine beiden Kollegen aus dem Nivernais, ohne dass mein Mitwirken erwünscht war. Sie sahen Hugues des Arcis sowieso selten genug, und dann drückte er neuerdings sporenklirrend auf das Tempo ihrer Litanei, während ich dumm herumstand.

Dabei hatte der Oberkommandierende gar keine Eile, denn das hatte er bald allen Beteiligten klarmachen können, den Erzbischof natürlich ausgenommen: Im Sturm war dieser Berg mit seiner stolzen Burg auch jetzt nicht zu nehmen – es sei denn unter wahnwitzigen Blutverlusten! Ich hatte also viel Zeit zum Beten, wobei ich neugierig durch die verschiedenen Feldlager schlenderte.

Überall fand ich Ritter, die missmutig ihre Schlachtrosse striegelten; denn hier bot sich, weiß Gott, keinerlei Gelegenheit, *macte anime*<sup>34</sup> in den Kampf zu galoppieren, um den Gegner mit schwerer Lanze aus dem Sattel zu werfen.

So traf ich auch Gavin, den Templer. Dieser hochedle Herr Montbard de Bethune<sup>35</sup> war der Präzeptor des nahe gelegenen Ordenshauses von Rennes-le-Château und hatte sich mit einer Abteilung seiner Ritter herbegeben, ohne eigentlich mit von der Partie zu sein: dem Seneschall konnte der Orden sich nicht unterstellen, und auch der Erzbischof hatte keine Befehlsgewalt über ihn. So nahm Gavin den Status eines Beobachters ein, hatte sein Zelt an der schönsten Stelle am Rande der Lasset-Schlucht aufgeschlagen und sein Gefolge im Umkreis lagern lassen. Mit ihm freundete ich mich an, und wir hatten in der Folge eine Reihe von sehr sonderbaren Gesprächen.

Gavin entstammte – wie der stolz angefügte Name seiner Mutter verriet – diesem Lande. Die Bethunes waren Lehnsleute und – durch mehrfache Blutsbande – auch Verwandte der Grafen von Toulouse. Gavin hatte den Trencavel noch *in persona* gekannt und war auch bei Carcassonne einst dabei gewesen. Ich ersparte mir, ihn zu fragen, auf wessen Seite. Carcassonne war ihm eine Erinnerung, an der er offensichtlich schwer trug, was mich wiederum sehr irritierte.

Gavin musste, dem Grau seines struppig melierten Bartes nach zu schließen, die Fünfzig bereits überschritten haben. In der Umgebung des Pog kannte er sich bestechend gut aus. So war er bestens informiert über dessen Besatzung, die er – bei über einem Dutzend ihm namentlich bekannter Ritter – samt Knappen, Sergeanten und angeworbenen Hilfstruppen auf über vierhundert wehrtüchtige Männer einschätzte. Die *parfaits*, wie er diese Ketzer ehrerbietig nannte, machten sicher mit ihren Familien weitere zweihundert Köpfe aus.

Gavin wusste zu gut Bescheid, er musste schon dort oben geweilt haben, in diesem Ketzernest! Bestanden etwa doch irgendwelche verborgenen Querverbindungen zwischen den Templern und Katharern? Schließlich munkelte man über eine gemeinsame Leiche in

<sup>34</sup> *macte anime*: lat. frischen Muts.

<sup>35</sup> *Gavin Montbard de Bethune*, geb. 1191, Vorsteher des Ordenshauses von Rennes-le-Château. André de Montbard war auf Anregung seines Neffens Bernard von Clairvaux eines der Gründungsmitglieder und vierter Großmeister des nach dem ersten Kreuzzuges gegründeten Templerordens gewesen. Conon de Bethune, aus okzitanischer Adelsfamilie, war der 1219 verstorbene Minnesänger. Sein Sohn war 1216 bis 1221 Regent des Lateinischen Kaiserreiches und starb 1224. Gavin war 1209 als junger Ritter von den Führern des Kreuzzuges dazu benutzt worden, als Herold dem Vicomte von Carcassonne (Trencavel = Perceval = Parsifal) freies Geleit anzubieten. Dieses Wort wurde von Simon de Montfort gebrochen, der Vicomte gefangen und umgebracht.

einer unbekanntem Gruft. Einen versteckten, streng gehüteten Schatz – diesen Gral? Obskure Götzenriten? Die geheime Regel des Ordens – wer weiß, was sie an Ungeheuerlichkeiten enthielt?

»Ist es denn wahr«, fragte ich Gavin und bekreuzigte mich schnell, »dass diese von Gott und dem Heiligen Geist Verlassenen nicht nur unseren Herrn Papst verhöhnen, die jungfräuliche Geburt unseres Heilands anzweifeln, seine Gottessohnschaft verleugnen, sondern auch seinen Tod am Kreuze für uns?«

»Gott verlässt niemanden«, wies mich der Templer zurecht, mit einem Ernst, der mich zwang, über diesen Satz mit all seinen Konsequenzen nachzudenken. Doch sofort brach wieder sein Sarkasmus durch: »*Quidquid pertinens vicarium*<sup>36</sup>, *parthenogenesem, filium spiritumque sanctum* – schon die Trinität ist ihnen zuviel.«

Verspottete er die Kirche? Wollte er mich verführen, meinen festen Glauben an die Sakramente zum Wanken bringen? War der Versucher in Gavin gefahren und des roten Kreuzes ungeachtet unter seinen weißen Mantel geschlüpft?

»Ihnen reicht das ›Eine Göttliche Wesen‹ – und sein Widerpart, das luziferische Element ...«

Also doch! »Ergo glauben sie an den Bösen, verehren ihn womöglich insgeheim?«

»Glaubt Ihr nicht an den Teufel, Bruder William?« Gavin lachte dröhnend über mich erschrockenen Mönch, der ihn anstarrte, als sei ihm Der-heilige-Gott-sei-bei-Uns gerade mit Pech- und Schwefelgestank begegnet. »Armer Bruder William«, sagte er, »es gibt Dinge zwischen Himmel und Assisi, die sich ein Franziskaner nicht in seinen schlimmsten Hungervisionen vorstellen kann!«

Amüsiert betrachtete er meinen Bauch, über dem sich die braune Kutte beängstigend spannte, obgleich ich hier im Feldlager jeden Tag sicher etliche Pfunde – na ja, Unzen – verlor. Ich schämte mich, und Gavin weidete sich an meiner Verlegenheit.

»Der Tempel Salomonis zu Jerusalem liegt auf einem anderen Sephirot<sup>37</sup> als die Portiuncula<sup>38</sup>, er ist ein magischer Ort – das gleiche gilt auch für den Montségur da oben!« Ich schwieg; ich war zutiefst verwirrt. Welche Abgründe taten sich da auf?

Oder sollte ich mich fragen, zu welchen Höhenflügen ist der menschliche Geist fähig?

<sup>36</sup> *quidquid pertinens vicarium...*: lat. Was den Stellvertreter [Christi] betrifft, die jungfräuliche Geburt, den Sohn und den heiligen Geist...

<sup>37</sup> *Sephirot*: Stufe in der Geheimlehre der jüdischen Kabala.

<sup>38</sup> *Portiuncula*: Kapelle unterhalb von Assisi, Ausgangsort der franziskanischen Bewegung, heute mit einer Kathedrale überbaut.



Unser zum Stillstand gekommenes Vordringen – ich fühlte mich durch meine Gebete mit den tapferen Basken da oben verbunden, als sei ich selbst – Gott bewahre! – in vorderster Linie dabei, ermutigte den Ketzerkommandanten und seinen Kastellan, einen Ausfall zu wagen, um die ›Maueranbeterin‹ auf der Barbacane zum Schweigen zu bringen.

In einer windig-trockenen Winternacht – günstig, um Pech und Feuer an die Maschine zu legen – schlich sich ein kleiner Trupp – ausgesuchte Teufel! – aus einem verborgenen Seitenauslass. Aber die Verteidiger verfügten leider auch über ein baskisches Hilfskontingent, das frech auf Rache an den ›verräterischen‹ Landsleuten brannte, unseren braven Montagnards, denen sie vorwarfen, ›im Judaslohn der französischen Unterdrücker zu stehen‹.

So verkehrte sich die Welt dieser Bergbauernlümmel: Kein Gedanke daran, dass sie mit ihren Untaten ihrer heiligen Mutter, der Kirche, in den Rücken fielen! Nein, selbst im Sold des Bösen – und solcherart verdorbenen Sinnes, dass sie geschworen hatten, die Unsrigen sollten ›mit durchschnittener Kehle an dem Blutgeld ersticken‹.

Fast hätte die vertraute Sprache den Überraschungsangriff gelingen lassen, doch schnell unterschied Mundart – Dank der heiligen Muttergottes! – zwischen Freund und Feind, und es kam zu einem wüsten Tumult.

Der Waffenlärm tönte bis hinab zu uns ins Tal, wo am Fuß des Pog Bischof Durand entsetzt die ersten Flammen am Gebälk seines kostbaren Katapults züngeln sah.

Ich war zu ihm getreten. »Maria voll der Gnaden!«, betete ich laut. Was konnte ich sonst zur Rettung der *adoratrix murorum* beitragen?

»Halt die Schnauze mit deinem Geflenne!«, brüllte er mich an. »Sorg lieber dafür, dass sich der Wind dreht!«

Ich ließ mich nicht verdrießen. »*Laudato si' mi s signore<sup>39</sup> per il frate vento*«, fiel mir die passende Zeile meines Heiligen Franziskus ein, »et per aere et nubilo et sereno –«

»Es ist nicht zu fassen!«, heulte der Bischof auf und schlug mit seinem Stab nach mir, während über uns in beizendem Pechrauch und flackerndem Feuerschatten Mann gegen Mann kämpfte. Losungsworte, Flüche, Todesschreie zerflatterten im eisigen Wind.

»Soll ich denn nicht beten?«, fragte ich kleinlaut.

»Nein, blasen!« Gavin lachte voller Sarkasmus. Er hatte sich im Dunkeln unbemerkt zu uns gesellt. Schweigend starrten wir in die Höhe, Körper stürzten über die Klippen und

<sup>39</sup> *laudato si' mi' Signore...*: ital. Gelobt sei mein Herr für Bruder Wind und für Luft und Wolken, für Heiteres... (aus dem *Cantico delle creature*, dem »Sonnengesang« des Franz von Assisi (1225))

zerschellten Hunderte von Metern tiefer in den Felswänden. Schließlich behielt unsere Besatzung der Barbacane die Oberhand, konnte die Anstürmenden zurückjagen und die Brandherde löschen.

»*Laudate e bendicite mi' Signore*<sup>40</sup> et reingratiare e serveateli cum grande humilitate!« Gavin hatte diesen Abschluss des *cantico* zitiert – ich hatte mich nicht mehr getraut, das Maul aufzumachen. Der Bischof warf ihm einen Blick zu, als wolle er sichergehen, ob der Templer noch ganz bei Trost sei. Ich war stolz auf ihn, hatte er doch damit die Ehre eines kleinen Minoriten wiederhergestellt.

»Die Anführer der Verteidiger sollten sich bewusst sein«, gab Monsignore Durand zu bedenken, »dass sie solche Ausfälle nicht beliebig wiederholen können, ohne die Zahl der Kampfeswilligen auf der Burg ernstlich zu schwächen.«

»Sie könnten noch lange aushalten«, sinnierte der Templer, ohne dabei seinen Blick vom Montségur zu wenden.

»Doch nicht ewig!« Der Bischof war kein Fanatiker des Glaubens, sondern ein pragmatischer Techniker.

»Ein einsamer Adlerhorst«, Gavin gab sich nicht die geringste Mühe, seine Sympathien zu kaschieren, »in einem Lande, wo längst keine Vögel mehr singen.«

Es hätte mir arg schwärmerisch geklungen, wenn da nicht so viel Trauer mitgeschwungen hätte – und seltsamerweise ging der Bischof auf diesen Ton ein, statt den Templer zu maßregeln. »Und keine Rettung«, konstatierte er leise, der mir noch eben so grob über den Mund gefahren, »weit und breit in Sicht!« Die beiden wechselten einen Blick, der mir verdächtigen Konsens offenbarte.

»Rettende Hilfe nicht, doch Trost: Sie werden sich mit ihrem Bischof beraten«, gab der Templer seine Vermutungen preis, mit einer Sicherheit, die mich verwirrte, nicht aber den katholischen Bischof von Albi.

»Bertrand en-Marti<sup>41</sup> wird nach langem meditativem Gebet für seine Brüder und Schwestern im Glauben ›Bereitschaft‹ erklären.«

Durand hatte den Gedanken ohne jede Häme fortgeführt und überließ es Gavin, ihn zu Ende zu bringen.

»Ja, sich einzurichten auf den letzten Opfergang!«

<sup>40</sup> *laudate e benedicite mi' Signore*...: ital. Lobet und preiset meinen Herren und danket ihm und dienet ihm in großer Demut. (Ebda.)

<sup>41</sup> *Bertrand en-Marti*, Katharerbischof, Nachfolger des Guilhabert de Castres

Welch ein Zusammenspiel mir verborgener und so unterschiedlicher Kräfte. Meine Anwesenheit störte sie auch gar nicht. Ich war Luft, ein Staubkorn. ›Liebe deine Feinde‹. Konnte man das Christuswort so ernst nehmen? William, sagte ich mir, wahrscheinlich hat es dir das Leben bisher zu einfach gemacht – oder du selbst hast es zu leicht genommen?

Da brachten sie die ersten Toten und Verletzten ins Tal. Ich wusste plötzlich, dass Jordi dabei sein würde. Aber dagegen stand die seltsame Todesprophezeiung, die der Baske mir anvertraut hatte. Oder war Gavin am Ende ein häretischer Templer? –Durant konnte man sicher als römischen Bischof bezeichnen, doch mich wohl kaum als einen Hüter des Gral. Trotzdem wollte ich mich lieber davonschleichen.

»He, Francescone!«, rief mich Monsignore Durand zurück, »hiergeblieben! Jetzt ist Salbung gefragt – oder fürchtest du dich, dem Tod ins brechende Auge zu schauen, bevor du es mit sanfter Hand verschließt?« Er winkte mich zu sich und wies auf den Körper, der gerade zu seinen Füßen achtlos abgesetzt worden war.

Jordis Brustkorb war zerschmettert, aber er atmete noch und sah mich mit großen Augen an. »Bist du es, William –?« Da trat der Templer zu uns. »Bist du der Hüter –?«

Ich legte ihm schnell die Hand auf die Lippen. »Sag mir, was hat sie wirklich über mich gesagt?«

»Ich muss sterben, Minorit!« röchelte er leise. »Über mir stehen schon ein Templer und ein Bischof.« Sein Atem ging stoßweise. »*Et tu mi rompi le palle!*«

Ich kam mir schlecht vor – mir war schlecht – aber ich wollte es wissen, bevor er Lobas Worte, die mich betrafen, mit ins Grab nahm.

»Du musst nicht sterben, Jordi«, versicherte ich mehr mir als ihm. »Ich bin nicht der Schatzmeister des Gral!«

»Doch!« keuchte er. »Du bist der Hüter des Schatzes, der Reisende ans Ende der Welt – von der Kirche gehetzt, von Königen geehrt – du, der dicke Mönch aus Flandern, dessen Schicksal sich erfüllen wird – wie das meine, bevor der Montségur gefallen –«

Hastig fiel ich aufs Knie und brachte mein Ohr an seine Lippen. »Sprich! ... Sprich weiter!«

»Scher dich zum Teufel!« Blut quoll ihm jetzt aus dem Munde. »Templer, Bischof und ein fetter Minorit! Lass mich in Frieden ...«

Er hatte aufgehört, die Lippen zu bewegen. Ich lauschte noch eine Weile, dann schloss ich seine Lider, machte das Kreuzzeichen über ihm. Eine Übelkeit stieg in mir auf, wie ich sie sonst nur nach Völlerei verspürt hatte. Es war nicht das Sterben von Jordi, das mich

berührte, sondern dass sein Tod mir von dunklen Mächten kündeten, die auch nach meinen Leben griffen.

Am nächsten Sonntagmorgen, als ob der *treuga dei*<sup>42</sup> alle feindseligen Handlungen ruhten – was mich im Kampf gegen Ketzer eine die Kirche kränkende, unnötige Schonfrist dünkte –, ließ der Kommandant der Festung den Seneschall des Königs wissen, dass er bereit sei, die Konditionen einer Kapitulation zu erörtern.

Allein diese Formulierung zeugte von unglaublicher Arroganz: Nur bedingungslose Übergabe und Unterwerfung auf Gnade oder Ungnade erschien mir treuem und naivem Sohn der Kirche angebracht! Ich hütete mich gleichwohl, Gavin meine Einstellung zu offenbaren, als ich ihm – nicht ganz zufällig – in der Lasset-Schlucht über den Weg lief.

Es hatte fast so ausgesehen, dass mein Herr, der Seneschall, mich zu den Verhandlungen mitnehmen würde, aber dem hatten sich seine Kaplane erfolgreich widersetzt. So musste ich unten bleiben, während sie im Gefolge des Herrn von Arcis sich den Pog hinaufquälen durften. Das Treffen mit Pierre-Roger de Mirepoix, dem Kommandanten, sollte irgendwo auf halber Höhe stattfinden.

»Werden wir die Kapitulation annehmen?«, begann ich das Gespräch unverfänglich.

»Ihr Pfaffen«, bekam ich gleich einen Streich übergebraten, »würdet Euch wohl gern verweigern!« Der Templer machte sich über mich lustig. »Die Kriegersleute, die für Euch ihre Haut zu Markte tragen, sind es leid, noch länger zu warten. Das gilt vor allem für jene, die aus Lehnspflicht – nicht aus Überzeugung! – jetzt bereits den zehnten Monat in diesem unwirtlichen Gebirge hocken. Also werden sie darauf drängen, die Belagerung zu beenden –«

»Und was ist mit der Bestrafung?« rutschte es mir heraus.

Der Templer schenkte mir nur einen mitleidvollen Blick, der mich zutiefst beschämte, ging aber nicht darauf ein. »Hugues des Arcis braucht den Erfolg – braucht ihn mehr als einen Sieg! Sein Auftrag lautet – im Namen des Königs von Frankreich –, den Montségur zu besetzen, nicht Rache zu üben! Ich nehme an, er wird ihn zu erfüllen suchen, wie wenig auch immer der Kirche die Konditionen schmecken werden.«

Der Präzeptor begab sich zum Zelt des Seneschalls, der mittlerweile von seiner Bergtour zurück sein musste; ich folgte ihm. Ohne dass er mich dazu aufgefordert hätte, trottete ich hinter ihm her wie ein zugelaufener Hund.

<sup>42</sup> *treuga Dei*: lat. feiertägliches Fehdeverbot

Solcherhalb bereitete es ihm wohl Vergnügen, mir weitere Lektionen wie Hiebe zu erteilen.

»Zu überstimmen ist nur Pierre Amiel«, ließ er mich wissen, ohne sich nach mir umzudrehen. »Der Erzbischof giert wie Ihr, Bruder William, nach den Seelen der dort oben verborgenen Ketzer, nicht um sie zu bekehren, nein, um sie als schwarze Rauchfahnen aus den Flammen geradewegs zur Hölle fahren zu sehen!«

Das wollte ich nun nicht auf mir sitzen lassen. »Einem reuigen Sünder sollt' allemal verziehen werden.«

»Und wer sich keiner Schuld bewusst ist, woher soll der das Gefühl der Reue beziehen?« peinigte mich der Templer, an dessen Lippen ich hing, der sich über mich lustig machte und den ich fürchtete. »Solch ein Widerruf, den Ihr verlangt, das wäre erst der Sündenfall eines ›Reinen‹! Da zieht er den Tod vor – und damit allein verdient er schon deine Achtung, William!«

Ich zog den Schwanz ein; er hatte ja recht – die Mauern meiner religiösen Erziehung bekamen Risse, das aufliegende Gebälk meiner theologischen Studien ächzte und knackte. Und so schwieg ich und ließ mich ein wenig hinter ihn zurückfallen; denn wir waren am Stander unseres Feldherren angelangt.

»... der Garnison freien Abzug«, hörte ich ihn zum Erzbischof sagen, der schon aufbrausen wollte, »aber alle anderen haben sich dem Inquisitionstribunal zu stellen!« Das entzückte Pierre Amiel sichtlich, während es mich plötzlich erschauern machte. »Die Übergabe wird nach eines halben Mondes Länge erfolgen!«, fügte der Seneschall wie nebensächlich noch hinzu.

»Wie das?«, begehrte der Erzbischof – eine Falle witternd und auf jeden Fall um sein alsbaldiges Vergnügen gebracht, empört auf.

»*Conditio sine qua non*<sup>43</sup>!« beschied ihn Hugues des Arcis abschließend. »Ich bin froh, mit dieser rein zeitlichen Konzession die Lösung gefunden zu haben, und Ihr, Eminenz, solltet mit dem Beispiel der Geduld vorangehen!«

Der Erzbischof verließ den Platz, sein Ärger hing ihm nach wie eine Furzwolke. Gavin folgte einem unauffälligen Zeichen des Seneschalls und betrat hinter ihm dessen Zelt. Ich setzte mich auf einen Stein.

Es war Abend geworden, eine plötzliche feiertägliche Ruhe umwehte den stoisch aufragenden Pog, eine unwirkliche Stille – nicht des Friedens, mehr des Abgehobenseins

<sup>43</sup> *conditio sine qua non*: lat. Bedingung, ohne die etwas nicht zustande kommt

von Zeit und Raum. Ging sie von meinem Herzen aus? Oder von den Menschen, die sich dort oben hinter den schweren Mauern der Burg zusammengeschart hatten?

Verlegen blickte ich um mich, und ich sah viele ihre Häupter entblößen. Soldaten, Hauptleute, Ingenieure, Sappeure, Armbrustiers, Schützen, Ritter und Knappen schauten stehend hinauf. Der Ring der Belagerer verharrte in schweigender Spannung, voller Unsicherheit über das, was sich, für unsere Augen nicht sichtbar, für unsere Köpfe unverständlich, wohl bei den Eingeschlossenen abspielen und insbesondere vorbereiten mochte.

Ich kniete nieder und betete. Ich betete für die Männer, Frauen und Kinder des Montségur! In den letzten Strahlen der untergehenden Sonne – die Täler sind längst ins Violett einer schnell hereinbrechenden Dämmerung getaucht – leuchtete die Gralburg auf der steilen Höhe des so lange umkämpften Pog noch einmal auf im blassen Azur eines wolkenlosen Frühlingshimmels.

Knapp noch drei Wochen waren es bis zum Passahfest, Anno Domini 1244.

Die erste verging wie im Fluge; die Spannung der unmittelbaren Kriegsführung, des täglichen Handwerks, war gewichen und hatte dem Bedürfnis nach Erholung, nach Schlaf, Platz gemacht. Sie ging einher mit dem Ordnen der Ausrüstungsgegenstände für den Abtransport. Doch dann, als alles, was an Vorkehrungen für die große Stunde zu treffen war, bereit stand, trat eine Leere ein, die alsbald aufs Gemüt schlug. Ein Belagerungsheer, das nicht belagert, war ja auch wohl ein Unding.

Das Warten zerrte an den Nerven. Wir begannen die Tage der zweiten Woche zu zählen. Auf Geheiß des Seneschalls, der uns jetzt noch weniger benötigte denn zuvor, wanderten wir Prediger durch das Lager, um mit unseren frommen Gebeten der Soldateska Geduld und Friedfertigkeit einzuflößen, denn schon flackerten die ersten Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Kontingenten auf: Schlägereien wegen eines Weibsbildes, Messerstechereien beim Würfelspiel, geboren aus Suff, Langeweile und schlechter Laune. Wir beteten auch mit denen, die dafür gehenkt wurden.

Ich traf auf den Bischof Durand aus Albi, in dessen Lager Aufbruchstimmung herrschte. Er beaufsichtigte in Hosen und Wams das Zerlegen und Verpacken seiner Schleudermaschinen, von denen nur ein Bündel von Balken, zusammengerollter Seile und ein Haufen geschmiedeten Eisens übrig blieb. »Ist das die *adoratrix murorum*?«, fragte ich enttäuscht angesichts des armseligen Gerippes einer so glorreichen Konstruktion.

»Ach, meine Singdrossel aus Assisi!« begrüßte er mich polternd. »Die *adoratrix* hockt noch da oben im Fels, bis auch der letzte Verteidiger abgezogen ist!« Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Du wärst mir ein schöner Stratege, sie schon vorher zu demontieren! Vertrauen ist wie der Glaube an den Allmächtigen, Tatsachen erst schaffen Gewissheit!«

Der Scholar in mir fühlte sich durch solche Gottesinterpretation herausgefordert. »Ist doch unser Schöpfer weder Tat noch Ding –«, hub ich an.

»Doch«, unterbrach er meine Rede. »Beides! Deine armselige Gewissheit macht ihn dazu, obgleich Er als Täter es nicht nötig hat!«

»Also, kann ich ihm auch vertrauen im Gebet?«

»Ihm schon, aber nicht den Menschen!«

Ich glaube, auch er nahm mich nicht sehr ernst. Auch wirkte er auf mich, mit seinen aufgekrempelten Ärmeln, nicht wie ein Bischof. Ich sah mich schon in das Spiel eines Geistes verwickelt, dem ich nicht gewachsen war, als mein Seneschall vorbeiritt und mir winkte, dass ich ihm folgen sollte. Er war in Begleitung von Gavin Montbard de Bethune, der aber nicht erkennen ließ, dass wir uns kannten.

Ich hechelte hinter den Rössern her bis zum Rundzelt des Erzbischofs. Pierre Amiel, in vollem Ornat, stürzte heraus, kaum dass er uns kommen hörte, fasste sich dann aber schnell, wohl um seine Erscheinung als höchster kirchlicher Würdenträger und *Legatus Papae*<sup>44</sup> voll auf uns wirken zu lassen.

»Warum«, hub er an, »machen wir dem kein Ende? Diese Ketzerbrut –«

»Eminenz«, schnitt Hugues des Arcis ihm das zu erwartende Lamento ab, das stets in geifernden Hetztiraden zu gipfeln pflegte, »weil ich mein Wort gegeben habe und weil die gewährte Frist von fünfzehn Tagen billig ist – gemessen an dem Leben meiner Soldaten, die ich verlieren würde, wollte ich das Kapitulationsabkommen brechen und Menschen angreifen, die –«

»Ketzer!«, schnaubte der Erzbischof. »Als Vertreter –«

»Ich handle im Namen des Königs von Frankreich!« setzte der Seneschall energisch dagegen, der nicht begriffen hatte, warum Pierre Amiel mitten in seiner Erklärung abgebrochen hatte: Hinter ihnen, auf der flach abgetragenen leichten Anhöhe, wo der Altar für die täglichen Messen errichtet war, erschien, eskortiert von acht Tempelrittern, eine schwarze Sänfte. Ebenso viele Träger, Sergeanten in dunklem Tuch, trugen sie und setzten sie jetzt ab.

<sup>44</sup> *legatus Papae*: lat. Päpstlicher Legat

Der Vorhang öffnete sich einen Spalt, und ein Abakus<sup>45</sup> kam zum Vorschein, der den Vorhang leicht beiseite schob. Eine feine, weiße Hand war kurz zu sehen. Der Befehlsstab winkte einen der Templer herrisch zu sich. Es war ein auffallend junger Ritter, mit fast mädchenhaften Zügen; doch Gavin war ihm bereits zugekommen und hatte schon die Sänfte erreicht. Er stieg ab, beugte zu meinem Erstaunen das Knie und empfing in dieser Haltung wohl die Erlaubnis oder Aufforderung zu berichten. Wir konnten alle, die wir vor dem Zelt standen oder zu Pferde saßen, wie der Seneschall, nicht ein Wort von dem erhaschen, was dort geredet wurde.

»*La Grande Maitresse*<sup>46</sup>!« nahm sich Monsignore Durand die Kühnheit heraus, Hugues des Arcis zuzuflüstern. »So ist das eben: Wir beulen uns die Köpfe ein, und der Orden kassiert.«

Der Mann des Königs neigte sich vorsichtig herab: »Es ist noch viel einfacher, mein Lieber, es gibt weder Sieger noch Besiegte! Die Hand, die oben in der Festung das Schwert niederlegt, ist die gleiche, die es hier unten entgegennimmt –«

»Und wir braven Kämpfer und klugen Strategen«, antwortete ihm leise Durand, »die wir uns als Staffage haben herschicken lassen, wir haben uns eingebildet, für den wahren Glauben und die rechte Krone zu streiten – Narren, die wir sind!«

Er verstummte, denn der junge Templer lenkte sein Pferd auf unsere Gruppe zu, langsam gefolgt von Gavin, der noch ein letztes Wort mit dem geheimnisvollen Besuch gewechselt hatte. Dann hatte der Abakus hinter dem schwarzen Samtvorhang kurz zweimal geklopft, und die Träger nahmen die düstere Sänfte wieder auf. Kein Wappen, nicht einmal das rote Tatzenkreuz des Ordens zierte sie.

»Guillem de Gisors<sup>47</sup>, Eminenz!« stellte sich der Ritter mit einem knappen Kopfnicken vor.

»Was habt Ihr dem Legaten des Heiligen Vaters zu sagen?« ging ihn Pierre Amiel provozierend an; er zitterte vor Wut.

<sup>45</sup> *Abakus*: lat. ursprüngl. Rechenbrett (aus dem Griech.), dann nur noch für den Kommandostab der Templerherren gebräuchlich.

<sup>46</sup> *La Grande Maitresse*, frz. despektierlicher Ausdruck für die selten vorkommenden Großmeister weiblichen Geschlechts, hier Marie de Saint-Clair geb. 1192, Großmeisterin der Prieuré de Sion (1220–1266) nach dem Tode ihres Mannes, Jean de Gisors.

<sup>47</sup> *Guillem de Gisors*, ihr Stiefsohn, geb. 1219, wurde dann ihr Nachfolger und 1269 in den »Orden des Schiffes und des doppelten Halbmondes« aufgenommen, den Ludwig IX. für adelige Teilnehmer des VI. Kreuzzuges gegründet hatte.



»Die Mitteilung lautet«, sagte der Junge mit heller Stimme, »*pacta sunt servanda*<sup>48</sup>!« Er wartete keine Antwort des Erzbischofs ab, sondern gab seinem Pferd die Sporen, um zu dem abziehenden Trupp aufzuschließen.

Hugues des Arcis lächelte. »Bald ist die bewilligte Zeit um«, suchte er den versteinerten Legaten aufzurichten, dessen Zähne knirschten, »noch zwei Tage –«

»– in denen Eure Wachsamkeit«, explodierte jetzt der Erzbischof, »um ein weiteres nachlassen wird!« Es war nicht Hohn, sondern ehrliche Sorge, die aus seinen Worten sprach. »Was von dieser verschlagenen Brut der Häresie, die weder die allerheiligste Jungfrau noch Gesetz noch gegebene Worte anerkennt, dazu benutzt werden könnte, sich der gerechten Strafe durch Flucht zu entziehen!«

Hugues des Arcis war nicht nur des zermürenden Krieges leid, sondern auch der Querelen mit diesem rachsüchtigen Vertreter der Kurie. »Die Besatzung hat freien Abzug, und – so wie ich diese Katharer einschätze, wird keiner vor Eurem höchsten Gericht davonlaufen, selbst in der Gewissheit, dass Ihr keine Gnade kennt – noch Barmherzigkeit!« Der alte Haudegen verbarg sein Unbehagen nicht. »Ihr werdet genug warme, zuckende Leiber für Euer Autodafé<sup>49</sup> zusammenbekommen, Eminenz! Männer, noch mehr Frauen, alte, junge, Greise und Kinder!«

Er wandte sich ab, grüßte knapp den Präzeptor und den Bischof von Albi, Pierre Amiel ließ er abrupt stehen. Dieser suchte mit einladender Geste den Bischof auf seine Seite zu ziehen, doch Monsignore Durand war zu Gavin auf einen Felsblock gestiegen und ignorierte diesen kläglichen Versuch ekklesialer Kumpanei. Der Erzbischof zog beleidigt ab.

»Ist man höchsten Ortes zufriedengestellt?« wandte sich Durand behutsam an den Ordensritter.

»Eine Rettung fragt nicht nach Frieden, sie muss sich damit begnügen, das zu Rettende in Sicherheit zu bringen.«

»Wo ist noch Sicherheit«, gab der Bischof leise zu bedenken, »nachdem der ›mont ségur‹ keine mehr bieten kann –?«

»Der Munsalvaetsch bleibt auf ewig der Hort des rettenden Heils«, sagte Gavin gedankenverloren, »der Tröster ...«

<sup>48</sup> *pacta sunt servanda*: lat. Verträge sind einzuhalten

<sup>49</sup> *Autodafé*: portug. auto-de-fe, Akt des Glaubens, gebräuchlich für Verbrennung von Ketzern auf Scheiterhaufen.

»Ich denke, mit Verlaub«, Durand blieb seinen pragmatischen Grundsätzen treu, »es ist das Heil, das es jetzt zu retten gilt?«

»Daran ist gedacht.« Gavin Montbard de Bethune, Präzeptor des Ordens der Templer, in seinem weißen Umhang mit dem blutrot leuchtenden Tatzenkreuz, starrte unbeweglich hinauf zum Montségur, über den inzwischen ebenfalls das Dunkel hereingebrochen war.

## Die letzte Nacht

*Frühjahr 1244*

Bis Mitternacht waren es nur noch wenige Stunden, dann war Äquinox! Die *parfaits*, die sich der Beobachtung der Himmelskonstellationen gewidmet hatten – trotz der Beschießung und weitgehenden Zerstörung ihrer astronomischen Geräte –, verließen über die schmale, steile Steintreppe das Observatorium. Im Schlosshof von Montségur versammelten sich Verteidiger und Schutzbefohlene um ihren Bischof Bertran en-Marti. Alle Katharer waren festlich gekleidet, viele verschenkten ihre Habe an die Soldaten der Garnison, als Dank für die aufopfernde Verteidigung – auch, weil sie keines irdischen Besitzes mehr bedurften. Die ›Reinen‹ hatten mit ihrem diesseitigen Leben abgeschlossen. Zwei lange Wochen hatten Bertran en-Marti zur Verfügung gestanden, um die Gläubigen auf den letzten Schritt vorzubereiten. Sie hatten das *consolamentum* erhalten. Jetzt konnten sie das Fest zusammen begehen, das nunmehr, lange ersehnt, anstand: die gemeinsame Feier der *maxima constellatio*<sup>50</sup>. Die Freude auf dieses Ereignis, Ergebnis einer spirituellen Präparation ohnegleichen, überstrahlte alles, was danach noch kommen mochte, auf der letzten, noch zu durchleidenden Wegstrecke vor dem Eingang ins Paradies.

Zwei der zu diesem Gange Vorbereiteten musste en-Marti allerdings von der Teilnahme ausnehmen: die beiden *parfaits* waren auserwählt, sich und vor allem bestimmte Gegenstände und Dokumente in Sicherheit zu bringen, und zwar jetzt, sofort!

Die Belagerer waren der Meinung, inzwischen alle Bewegungen aus und in den Montségur unter Kontrolle zu haben, doch die Sturmtruppen, insbesondere die Montagnards und Durands Katapulteure hatten sich nie getraut, den zerklüfteten und dicht bewachsenen Höhenrücken, der sich ostwärts der Festung, vorbei an der Barbacane, dem Pas de

<sup>50</sup> *maxima constellatio*: lat. astrologisch bedeutsame Planetenkonstellation

Trebuchet bis zum Roc de la Tour hinzog, wirklich zu besetzen. Sie hockten am Rande der Klippen, die ihnen Schutz vor den weitreichenden Bolzen der Katalanen boten, und dachten gar nicht daran, das unheimliche Gelände, aus dem bisher kein einziger Späher zurückgekommen war, auf seine geheimen Pfade hin zu untersuchen. Es hieß, sie führten von der Burg aus direkt in Höhlen und Öffnungen in den steil abfallenden Wänden des Pog, also unter ihren Füßen hindurch.

Da der Mond hell schien, wurden die Auserwählten durch die dunklen Gänge geführt, oft hörten sie über ihren Köpfen die Stimmen der anderen. In einer Grotte, die sich am Ausgang zum unsichtbaren Spalt verengte, wurden sie samt dem kostbaren Gut in weiße Laken gehüllt, verschnürt und an langen Tauen auf der nur schwer bewachbaren Ostseite über die Klippen zur Lasset-Schlucht abgeseilt. Das Tosen des Flusses übertönte jegliches Geräusch. Den Eingang zu diesem Felseinschnitt riegelten des Nachts die Templer unter Montbard de Bethune ab.

Unten erwartete sie ein Trägertrupp, der Lastesel bereithielt. Gerade als die bergsteigerisch erfahrenen baskischen Söldner die Seile wieder hochziehen wollten, tauchten aus dem Dunkel der gischtübersprühten Klamm zwei Ritter auf.

Sie waren ver mummt, ihre Brustpanzer wiesen keine Wappen auf, noch trugen sie Helmzier. Sie hatten das Visier heruntergelassen und führten ihre Pferde am kurzen Halfter.

Der eine von ihnen war von hünenhafter Statur; sein Topfhelm, sein Kettenhemd entsprachen der deutschen Machart. Sein Begleiter war schlank, und seine Rüstung war kostbare Arbeit des Orients, wie man sie als Beute nur im Heiligen Land erringen konnte. Sie sprachen beide kein Wort, sondern griffen stumm nach den herabhängenden Seilen.

Die Fluchthelfer waren ratlos und eingeschüchtert ob der bloßen Schwerter in der Hand der Fremden. Da erschien oberhalb der Klamm ein Templer. Er nickte nur kurz sein Einverständnis und verschwand wieder.

Den Helfern drängte die Zeit. Sie hüllten die Ritter hastig in die freigewordenen Tücher, und die Basken zogen sie hinauf.

In der versteckten Grotte begrüßte sie mit gedämpfter Stimme der Schlossherr: »Ich befürchtete schon« – er umarmte den mächtigen Älteren –, »Ihr würdet nicht mehr kommen, Ritter des Kaisers – oder gar zu spät« – er umarmte den Jüngeren –, »Prinz von Selinunt<sup>51</sup>.«

<sup>51</sup> *Konstanz von Selinunt*, geb. 1215 als Sohn des ägyptischen Wesirs Fakhr ed-Din und einer christlichen Sklavin unter dem Namen Faress ed-Din Octay. Der junge Emir wurde von seinem Vater zu dem von ihm

»Beides unbegründet«, lachte dieser und lüftete den ziselierten Gesichtsschutz, »wenn auch das letzte Wegstück sich nur für Schwindelfreie eignet!« Seine scharfgeschnittenen Züge, sein gutturaler Akzent verrieten den Landesfremden. »Helft dem Sigbert aus seiner Hülle!« Er wies auf seinen mächtigen Begleiter, der Schwierigkeiten hatte, sich aus seinem Laken zu befreien. »Als Seidenraupe ist er nicht zierlich genug!«

Der Angesprochene riss sich den Helm vom grauen Haupt. »Lieber einem Dutzend Feinde ins Auge geschaut«, grummelte er, »als noch mal einen Blick in diese grausige Tiefe!«

»Euer Todesmut, Komtur, gereicht dem Kaiser zur Ehre.«

»Friedrich weiß von nichts!« entgegnete der bärbeißige Sigbert. »Und dabei wollen wir es auch belassen.«

Sie wurden ins Innere der Burg geführt, wo gerade in feierlichem Zuge die *parfaits* und die *credentes*<sup>52</sup>, jeder mit einer brennenden Kerze, singend in den Rittersaal des Donjon strömten. Dann wurde die Saaltür geschlossen. Sie mussten draußen warten.

»Christen, die ihre Auferstehung noch vor ihrem Tode feiern?«, flüsterte der Mann, der sich Konstanz von Selinunt nannte, respektlos. Sein Alter war schwer zu bestimmen, sein dunkler Teint, sein gut ausrasierter Backenbart, besonders aber seine scharf gekrümmte Hakennase, verliehen ihm das Aussehen eines Raubvogels, was durch seine unruhigen dunklen Augen noch verstärkt wurde.

Der alte Ritter ließ sich Zeit. »Tod? – Sie achten ihn gering, sie leugnen ihn«, brummte er bärbeißig, »– das ist ja ihre Häresie!« Sigbert von Öxfeld<sup>53</sup>, lang gedientes Mitglied des Deutschen Ritterordens, war ein Hüne von Mann: Alemannen-Schädel, glattes Kinn, Falten wie ein gutmütiger Bernhardiner.

Da die Soldaten und Ritter, die mit ihnen stehen, in ergriffenem Schweigen verharrten, sprachen auch sie nicht weiter miteinander; auch stellten sie keine Fragen.

## Interludium Nocturnum

hochverehrten Kaiser Friedrich nach Sizilien geschickt, erhielt von diesem den Ritterschlag und den Titel »Prinz von Selinunt«, nom-de-guerre »Roter Falke«, im Dienst des Sultans von Kairo.

<sup>52</sup> *credentes*: lat. Gläubige (Katharer), Novizen, Vorstufe der Erlangung des Ranges eines »parfait«

<sup>53</sup> *Sigbert von Öxfeld*, geb. 1195, diente unter seinem Bruder Gunther beim Bischof von Assisi, schloss sich 1212 in Köln dem Kinderkreuzzug an, geriet in ägyptische Gefangenschaft, trat nach seiner Freilassung dem neu gegründeten deutschen Ritterorden bei und wurde dessen Komtur auf Starkenberg.

In die Schwarze Magie, in die Mystik der Kabbala eingeführt zu werden, war seit Studienbeginn heimliches Sehnen des dicklichen Bauernjungen aus Flandern gewesen. Kaum in Paris angekommen, ließ ich keine alchemistische Vorführung, keine Geisterbeschwörung aus. Während ich tagsüber die Vorlesungen des stupenden Dominikaners Albertus hörte, den sie schon damals Magnus<sup>54</sup>, den Großen, nannten, zog ich des Nachts durch die Gassen in der Schar meines englischen Mitbruders Roger Baconius<sup>55</sup>, Magister Artium und *doctor mirabilis*; er war's, der aus dem flämischen »Willem« den mundanen »William« machte, ein Name, den ich mir gern zu eigen machte. Ich besuchte auch den berühmten Astrologus Nasir ed-Din el-Tusi<sup>56</sup> und drängte mich auf der Universität zu den Vorlesungen des Ibn al-Kifti<sup>57</sup>, eines weithin gepriesenen Medicus, um von ihnen Einblick in die Geheimnisse des Orients zu erlangen.

Indes, all dies verblasste zu unbeschwertem, farblosem Spuk und zu Spökenkiekerei angesichts der Tatsache, dass in dem tiefen Walde jenseits des Lasset eine leibhaftige Hexe lauerte, die mich nicht nur bei Namen und Gestalt kannte, sondern auch über mein Schicksal geheimes Wissen besaß.

Die präzise vorhergesagten Umstände beim Tod des Basken waren unheimlich genug – gut, mit dem »Gralhüter« hatte sie wohl geirrt; ich hatte jedenfalls keinen bemerkt. Aber das ständige Geraune vom Gral ließ mir keine Ruhe mehr.

Diese Loba wartete auf mich, auch wenn sie das Gegenteil verkündet hatte – das halten Frauen so, erst recht eine Hexe. Sie saß im dunklen Tann des Corret wie eine Spinne – und ich dummer, dicker Brummer schwirrte noch herum, das Licht umkreisend, von dem selbiger, studierter *theologus* obdrein, wissen müsste, dass es ihm die Flügel, wenn nicht gar Leib und Seel' zu versengen vermag. Solcher Art war die Unruhe, die mich in jener Nacht umhertrieb.

Ich hatte den Soldaten unterhalb des Pog eine Zeit lang zugeschaut, wie sie unter der Anleitung des Profoss die riesigen Scheiterhaufen errichteten. Dicke Pfosten an den Ecken, kräftige Querbalken, junges Holz, das lange standhält, gut untermischt mit trockenem

<sup>54</sup> *Albertus Magnus*: (1193–1280), Dominikaner, Philosoph, Lehrer des Thomas von Aquin

<sup>55</sup> *Roger Baconius (Bacon)*: (c. 1214 bis 1294) engl. Franziskaner und Scholastiker; studierte in den dreißiger Jahren in Paris

<sup>56</sup> *Nasir ed-Din el-Tusi*: (1201–1274), arab. Universalgelehrter

<sup>57</sup> *Ibn al-Kifti*: (1172–1248), arab. Gelehrter, Verfasser einer Chronik der großen Ärzte

Reisig oder Stroh. Einen ›bon bucher‹ zu bauen ist eine richtige Kunst. Ich konnte sie jedoch nicht von Herzen bewundern, denn beim Besuch des Erzbischofs, der sich händereibend vom Fortgang der Arbeiten überzeugte, wurde mir flau im Magen, und ich suchte das Weite; das heißt, ich beschloss erst mal, Gavin Montbard de Bethune mit den Fragen heimzsuchen, die mir auf der Seele brannten. Indes, am Eingang der Lasset-Schlucht hielten mich seine Sergeanten auf, die mich doch genau kannten.

»Es geht jetzt nicht«, sagten sie fest. »Die Ritter haben sich versammelt!«

Ich spürte, dass jedes Insistieren zwecklos war, und ich trollte mich wieder. Aber meine Neugier war geweckt, hatte ich doch Lichtschein zwischen den Zelten gesehen.

Ich stieg seitlich in den Wald hoch. Es war schon ein unheimliches Unterfangen in einer solchen Nacht. Geister und Elfen beherrschen die Stunden zur Tagundnachtgleiche. Es knackte im Holz, und die Bäume rauschten, obgleich kein Wind wehte. Plötzlich vernahm ich Hufgetrappel über mir. Durch einen schmalen Saumpfad, der sich wohl im Verborgenen in die Höhe ziehen musste, ritten zwei schneeweiße Gestalten; ihre Gesichter waren verhüllt. Etliche Kobolde rannten neben den Mauleseln mit, keiner sprach ein Wort – schon war der Spuk vorbei.

Angesichts dessen war ich auf meine Knie gefallen und hatte mich in das niedere Gestrüpp des Waldbodens gepresst. Ich brauchte nur noch zu beten. Da die Weißgekleideten aus der Lasset-Schlucht gekommen waren, mussten sie zwangsläufig das Zeltlager der Templer passiert haben. Oder waren es Ritter des Ordens selbst gewesen? Sollte ich Gavin danach fragen? Ängstlich wandte ich mich um, dann richtete ich mich auf.

Durch die Baumstämme sah ich unter mir die Zelte der Templer. Wo sonst ein munteres Kommen und Gehen herrschte, war jetzt Stille eingezogen. Eine lange Tafel war vor dem Zelt Gavins aufgebaut. Sie war mit weißem Linnen gedeckt. Darauf standen drei silberne siebenarmige Leuchter. Am Kopfende lag ein Totenschädel auf dem Tuch. Das flackernde Kerzenlicht ließ seine dunklen Augenhöhlen leben; er warf mir schreckliche Blicke zu. Ich wagte kaum noch einmal hinunterzuschauen. Ihm gegenüber stand Gavin, und vor ihm lag ein aufgeschlagenes Buch.

Je fünf ältere Ritter flankierten die Tafel. Alle schienen sie zu warten, wenn auch keine Geste der Ungeduld es verriet. Dann öffnete sich hinter ihnen das Zelt, und derselbe schöne Tempelritter mit den mädchenhaften Zügen, den ich zuvor bei der schwarz verschleierten Sänfte gesehen, geleitete am Arm eine weißgekleidete Gestalt. Von ihren Zügen konnte ich rein gar nichts erkennen, denn der Kopf war von einer spitz zulaufenden Haube bedeckt, deren Tuch über das Gesicht bis zur Schulter fiel und nur zwei

Augenschlitze freilie. Sie bewegte sich langsam und mit Würde und trug auf beiden Händen einen so kostbaren Abakus, wie ich ihn noch nie erschaut. Der Schaft war wohl aus massivem Gold. Ein doppelter Schlangenleib ringelte sich – der eine elfenbeinern, der andere aus Ebenholz – um den Stab, dessen beide Enden in einen Adlerkopf ausliefen, welcher das eine Haupt der Schlange mit seinem Schnabel zerbiss, während das andere ihm ins Genick stieß. Der junge Templer führte den Vermummten zur Stirnseite der Tafel, wo dieser den Abakus feierlich niederlegte. Der Schöne entfernte sich. Noch immer war kein Laut zu hören.

Obgleich ich so weit von dem Schauspiel entfernt im Gesträuch kauerte, brannte sich das Bild in meinen Sinn, als würde mir allein der Abakus flammenzngelnd gezeigt. Lebend wanden sich die verflochtenen Leiber der Schlangen – war es die weiße, war es die schwarze, die tückisch zubiss, oder erlitten beide beides?

»Der Stein«, riss mich die Stimme des Weigekleideten aus meinen Gedanken, »ward zum Kelch!« War es ein Mann, der da sprach, war’s eine Frau? Ich hätte es nicht sagen können. Der Nachtwind wehte die Worte zu mir herauf; sie wurden von den Bäumen zwischen uns gespalten, verwirbelt, verrauscht. »Der Kelch empfing das Blut...«

Sublimation, schoss es mir durch den Kopf, meiner okkulten Kenntnisse gedenkend, die Überhöhung des einen durch das andere. Wem wurde da welches Geheimnis enthüllt? Ging es um den Gral?

»Als Maria von Magdala hier an Land ging, führte sie das Heilige Blut mit sich, trug es in sich«, erscholl die Stimme des Verhllten. »Eingeweihte Druidenpriester, erwartungsvolle Schriftgelehrte des alten Judentums nahmen sie auf, ließen sie niederkommen, Fleisch werden ...«

*Gesta Die per los Francos*<sup>58</sup> – spielte er darauf an, auf diese ständig angemahnte Bevorzugung der französischen Nobilität durch den lieben Gott? Wir waren zwar hier nicht in Frankreich, aber kräftig dabei, es hierhin auszubreiten, da mochte Gott schon seine Vorsorge getroffen haben!

»Das Blut! Ewig kreisender Strom, pulsierend, lebend!« rief der alte Druide. »Es bedarf nicht der Transsubstantiation, es entzieht sich ihr, es vergeistigt sich, wird Geist, wird zum ›Wissen um das Blut‹ ...«

<sup>58</sup> *gesta Dei per los Francos*: lat. Gunstbezeugung Gottes für die Franken

*Sublimatio ultima*<sup>59</sup>, dachte ich befriedigt, doch verwirrt; ein handfester Kelch wäre mir lieber gewesen, meinetwegen mit ein paar eingetrockneten Tröpfchen dieser erregenden Flüssigkeit!

Der Alte – oder war es doch eine Priesterin – hatte sich erschöpft und hielt sich, wie von einem leichten Schwindel gepackt, an dem Tisch fest; hoffentlich, dachte ich, zerrt er das Tischtuch nicht herunter, samt Schädel und Abakus – doch keiner der Ritter sprang zur Hilfe, wie sich auch seit dem Beginn jenes Rituals keiner gerührt hatte.

»Das Wissen um das letzte Geheimnis«, fuhr die raunende Stimme fort, »ist zwar nicht gefährdet, wohl aber die es tragen und weiterreichen sollen. Das verpflichtet uns ... Euch, unseren Schwertarm, anzurufen, der Ihr Euren Adel diesem Blut verdankt ... schützt ... im Geist der Liebe ... rettet das Heil!«

Ich hatte weder verstanden, in wessen Namen hier gesprochen wurde, noch, wen es zu schützen galt. Wind und Blätter hatten die Worte verschluckt. Die Templer, Gavin an der Spitze, traten jetzt dicht um die Erscheinung; sie legten ihre Rechte auf den Schädel und senkten die Knie. Sie murmelten etwas, das mir wie ein Schwur klang. Eine elitäre, arrogante Bande, dachte ich mir als Sohn von Bauern aus Flandern, nur wer vom fränkischen Urstamm und von Geblüt ist, wird von ihr aufgenommen! Der weißgekleidete Geheimnisträger, ranghoher Meister einer Sekte, die anscheinend bedeutend genug war, den stolzen Templern Weisungen zu erteilen, die eigentlich nur dem Papst persönlich zu gehorchen hatten, er reichte dem knienden Gavin seinen Stab zum Kuss, und die Ritter erhoben sich schweigend. Der junge Guillem von Gisors – der Name fiel mir in just diesem Moment wieder ein – erschien, gefolgt von zehn Knappen. Sie nahmen hinter den Rittern Aufstellung, während er die weißgekleidete Gestalt behutsam wegführte.

Meine Gedanken waren in Aufruhr. Wenn es denn der ›Gral‹ war, von dem er gesprochen hatte – *lapis excillis*<sup>60</sup>, *lapis ex coelis* – wir hatten uns in Paris über den Passus bei Wolfram von Eschenbach nächtelang die Köpfe heißgeredet –, so kam der wohl aus der Fremde. Maria von Magdala, die Hur – was hatte sie damit zu tun?

Glaubten diese Verblendeten etwa, der Heiland habe sich so weit herabgelassen? Ihre Leibesfrucht als »Heiliges Blut« zu verehren, hieß das nicht, Maria, die Wahre und Einzige, verraten? Hat mein Jesus gefehlt? Ich mag mir sein Glied als Mann nicht vorstellen, beim

<sup>59</sup> *sublimatio ultima*: lat. letzte Läuterung(Begriff aus der Alchemie)

<sup>60</sup> *lapis excillis, lapis ex coelis*: lat. lapis = der Stein, excellens = hervorragend, ex coelis = vom Himmel (Auslegungstreit auf den Gral bezogen; s. u. ›Das Große Werk‹, Wolfram von Eschenbach)



Pieselhörnchen des Knäbleins hört's auf! *Fax et bonum!*<sup>61</sup> – ein Fehltritt mit dieser liederlich-listigen Frauensperson, die ihm die Füße ölend vielleicht nähergekommen war? – Aber selbst wenn Er sich in einem Lebewesen manifestiert hätte, war das schon ein Grund, davon so viel Aufhebens zu machen? Der *Ecclesia catolica*, der legitimen Erbin des Messias, eine dubiose Blutlinie entgegenzustellen? Aus Unzucht geborenes Blut, ohne heiliges Sakrament der Ehe, diese Ehren zu erweisen?

Irgendetwas konnte in meiner anklagenden Gedankenkette nicht stimmen: Wenn mein Herr Papst ohne Fehl war, musste dies nicht auch für Jesum Christum, unsern Herrn, meinen wie seinen, gelten? Hat er, Er, also mit der Magdala gevögelt – doch irgendjemandem passte es nicht –, und zur Strafe sollen wir Mönche und Priester bis zum heutigen Tag an nichts dergleichen mehr denken, geschweige denn es in die schöne Tat umsetzen! Wir büßen für die Sünden des Herrn – nicht umgekehrt!

Mich schauderte. Zum ersten Mal verfluchte ich meine vermaledeite Neugier, die mich hierhin getrieben hatte; denn ich war ganz offensichtlich Zeuge von etwas geworden, das nicht für die Augen und Ohren Außenstehender bestimmt war. Und wenn ich auch nicht alles begriff von dem, was sich hier so mystisch abspielte, und das eine oder andere vermutlich gründlich missverstanden hatte, war mir doch eines klar: Ich hatte an den Zipfel eines Geheimnisses gerührt, das über den Horizont eines kleinen Franziskaners hinausging. Und ich sollte wohl besser den Mund halten über das, was ich hier gesehen hatte, wenn ich nicht in große Schwierigkeiten für Leib und Seele kommen wollte.

William, sagte ich mir, dort in meinem Gebüsch kauend, nun bist du doch wider Willen Hüter eines Gralgeheimnisses geworden. Wenig ahnte ich zu diesem Zeitpunkt, dass meine Verwicklung in das große Geheimnis gerade erst begonnen hatte.

Auf der Lichtung war es still. Dem Präzeptor zur Rechten und zur Linken saßen die altgedienten Ritter des Ordens, und hinter jedem stand ein Jüngling mit einem Krug in der Hand. Sie schwiegen und rührten sich nicht, kein Zucken war zu vernehmen. Dann schlug der Montbard-Bethune mit seinem Stab kurz auf den Tisch. Sie hoben die Becher, die vor ihnen standen, und tranken. Ein weiterer Schlag, sie setzten ab, die jungen Ritter füllten nach, während Gavin eine Seite im Buch umblättert. Er trank nicht. Wieder verfielen sie in diese kontemplative Erstarrung – ich weiß nicht, wie lange ich auf dieses strenge Schauspiel starrte, bis mich drei Schläge aus meiner Verzauberung rissen. Die Ritter bliesen jeder eine Kerze aus, erhoben sich, küssten die hinter ihnen stehenden

<sup>61</sup> *pax et bonum*: lat. Frieden und Gutes, ital: pace e bene; Begrüßungsformel der Franziskaner

Mundschenke auf Wangen und Lippen – Gavin löschte das letzte Licht, und die Szenerie versank im Dunkeln.

Vorsichtig, bei jedem knackenden Zweig unter meinen Füßen zusammenfahrend, schlich ich mich aus dem Wald und ward wieder bei der Wache vorstellig.

Ich wurde zu Gavin geführt, der auf einem Feldstuhl vor seinem Zelt saß. Der lange Tisch samt Kerzen und Schädel war verschwunden. Das Licht des Lagerfeuers ließ das rote Tatzekreuz auf seinem Gewand leuchten wie frisches Blut.

»Mönchlein«, sagte er mit einer Spur seiner üblichen Ironie, »was treibt dich um, zu dieser Zeit. Weißt du nicht, wie gefährlich es ist, in dieser Nacht durch die Wälder zu streifen?«

Mir schlug das Herz bis zum Halse. Er weiß nichts; er kann es nicht wissen, dass ich ...! Ich führte den Gedanken nicht zu Ende, doch der Teufel, der sich von jeder Schuld nährt, trieb mich zu sagen: »Wem dient der Orden der Ritter vom Tempel eigentlich?« Denn der Gedanke war mir nicht mehr aus dem Kopf gegangen.

Er blieb ganz ruhig. »Wie der Name schon sagt: dem Schutz des Tempels von Jerusalem –«

»– weswegen der Großmeister in Akkon<sup>62</sup> residiert!« wagte ich frech einzuwerfen.

Gavin biss sich auf die Lippen, fuhr aber beherrscht fort: »– und dem Erhalt des Christentums in Outremer<sup>63</sup> insgesamt.«

»Und sonst nichts?« hakte ich nach. »Kein Mysterium<sup>64</sup>? Kein ... Schatz?«

»Ist dir die *Terra Sancta* nicht kostbar genug?«, spottete er, wenn auch sichtbar ungehaltener, doch ich bohrte weiter:

»Ich meine den Schatz im Schatz, das eigentlich Schützenswerte – den Orden hinter dem Orden, den eigentlichen Lenker, den großen Steuermann, von dem man munkelt. Was ist mit der ›Grande Maitresse‹, die unlängst –«

»Wer hat dir diesen Namen genannt?« fauchte er. Sein Blick wurde lauernd, fast böse.

»Nimm ihn nicht wieder in Mund!«, verwarnte er mich heftig, und ich schwor es mir auf der Stelle. Ich hatte mir das Maul ohnehin schon verbrannt.

»Nicht alles, was einer unbefugt aufschnappt«, belehrte er mich dann mit einer gefährlichen Milde, »darf er auch ungestraft nachplappern.« Er sah mich lange an.

<sup>62</sup> *Großmeister in Akkon*: Nach der Rückeroberung Jerusalems 1187 durch Saladin wurde Akkon Hauptstadt des Königreiches von Jerusalem.

<sup>63</sup> *Outremer*: frz. jenseits des Meeres, gebräuchlich damals nur für das Heilige Land, später für alle französischen Überseebesitzungen

<sup>64</sup> *Mysterien*: griech. Geheimlehren

»Mönchlein«, lächelte er, »deucht dich etwa, euch sei von Kathedern oder in euren Betstühlen der rechte Umgang mit der Esoterik<sup>65</sup> gelehrt worden? Nicht einmal das Evangelium Johannis wird euch richtig interpretiert – und von den apokryphen<sup>66</sup> wisst ihr nicht einmal, dass sie existieren! Hüte dich, William – der Versucher kommt in mancherlei Gestalt daher.«

Da hatte er nicht unrecht, doch der Teufel gab mir wohl noch einen letzten Tritt. Gavin hatte sich erhoben und wollte mich stehen lassen, aber ich zupfte ihn am Ärmel. »Was ist das Heil?«, fragte ich. »Das Heil, das es zu erretten gilt?«

Der Präzeptor drehte sich langsam zu mir um. »William, es nicht zu wissen und es doch zu suchen, das könnte für dich die Rettung sein – doch noch geheilt zu werden.«

Ich suchte nach einem Ansatzpunkt, um meine Frage nach der *sublimatio* in Worte zu kleiden, die mich nicht als Lauscher verraten würden. Vom Blut der Hur wollte ich lieber nicht anfangen; vielleicht war sie eine höchst geheime Heilige des Ordens, und ich war des Todes, vielleicht stammten alle Templer von ihr ab, auch Gavin de Monfort-Bethune.

Er enthob mich meiner Nöte. »Wie in jedem Märchen, William«, zeigte er mir jetzt wieder sein väterlich-überhebliches belehrendes Gesicht, »hast du drei Fragen gehabt, und nun geh zu Bett!«

Er war wieder in diesen ironischen Ton verfallen, den er mir gegenüber anzuschlagen beliebte, und ich ärgerte mich darüber. Um mich mit meinem »Wissen« aufzuspielen, setzte ich, einer spontanen Eingebung folgend, dagegen: »Soll ich vielleicht Loba die Wölfin um Rat angehen? Vielleicht weiß sie eine Antwort auf meine Fragen? Sie ist eine kluge Frau und kann auch heilen!«

»*Baucent*<sup>67</sup> *à la rescousse*<sup>68</sup>!« Jetzt erntete ich blanken Hohn. »Törichtes Marketender-Geschwätz!« bürstete er mich ab. »Eine Legende, zwar nicht so alt wie mein Bart, aber zumindest seitdem Tross und Weiber sich hier am Fuß des Pog langweilen – pure Erfindung!«

Dieser Ausbruch des sonst so beherrschten Templers hätte mich stutzig machen sollen, weckte aber nur meinen Trotz. »Es gibt die Alte wirklich, leibhaftig in Fleisch und Blut«, beharrte ich, »man hat mir sogar den Weg beschrieben, und so werde ich nun –«

<sup>65</sup> *Esoterik*: griech. geheimes Wissen, Wissen der Eingeweihten

<sup>66</sup> *apokryph*: griech. geheimes, nicht offiziell anerkanntes Schriftgut

<sup>67</sup> *beaucéant*: frz., war das Kriegsbanner der Templer

<sup>68</sup> *à la rescousse*: frz. zur Hilfe! zum Entsatz!

Gavin unterbrach mich mit unerwarteter Strenge. »Die Regula des heiligen Franz ist keine *Initiation*<sup>69</sup> der Adepten<sup>70</sup>! Hütet Euch davor, William, Euch unvorbereitet in Situationen zu begeben, denen Ihr – mangels geeigneter Einweisung – nicht gewachsen seid! Geht schlafen und vergesst die Alte!«

»Nicht in dieser Nacht«, entgegnete ich entschlossen, »sie ist voller Magie – es ist die letzte Nacht des Montségur!«

»Mönchlein«, drohte er mir mit gespielter Resignation, um gleich wieder in seine schneidende Ironie zu verfallen, »Mönchlein, es ist nicht die letzte, sondern *die* Nacht. Und gerade weil du nichts über die *maxima constellatio* weißt, ziehst du dir besser die Bettdecke über den Kopf.«

»Wie soll ich denn je des ›Großen Werks‹<sup>71</sup> teilhaftig werden?« Mich empörte seine elitäre Arroganz, doch kleinlaut fügte ich hinzu: »Irgendwo muss man ja mal anfangen!«

»Lies die Bücher – oder besser: Bleib bei deinen Leisten: Bete!«

Ich nickte wie einverständlich. Du hältst mich nicht länger davon ab, dachte ich bei mir, das Geheimnis zu ergründen und meine Rolle darin.

Ich verabschiedete mich; es war wohl kurz vor Mitternacht, und ich beschloss, diese Hexe noch in selbiger Nacht aufzusuchen. Hatte mich der Seneschall doch schon davon in Kenntnis gesetzt, dass mit Ende des Feldzuges auch meine Dienste wieder vom König verlangt würden, er habe schon nach mir gefragt. Morgen sollte ich reisen. Also musste ich jetzt handeln – oder ich würde mein Leben lang keine Ruhe mehr finden!

Wahrscheinlich hätte ich besser daran getan, die letzte Gelegenheit zu nutzen und wegzulaufen, solange ich noch konnte. Aber vielleicht war es auch schon zu spät. *Deus vult*<sup>72</sup>!

## Maxima Constellatio

Frühjahr 1244

<sup>69</sup> *Initiation*: lat. Einweihung

<sup>70</sup> *Adept*: Begriff aus der Alchemie für die »sich um Einweihung Bewerbenden«

<sup>71</sup> *Da Das Große Werk*: die Erlangung des ›Steins der Weisen‹, im alchemistischen Sinne der Katalysator, der niedere Metalle in Gold verwandelt, im metaphysischen die Erlangung der göttlichen Weisheit (s.o. ›sublimatio ultima‹)

<sup>72</sup> *Deus vult!*: lat. Gott will es!; vulgär-lat. /ital.: *Deus lo volt!*

Eine sternklare Nacht. Auf den Wällen und Zinnen des Montségur ragen regungslos die Silhouetten der Wächter gegen den Himmel. Im Burghof standen die Männer der Garnison schweigend in Gruppen beisammen, die üblichen Lagerfeuer waren gelöscht. Die Soldaten waren in den Schatten der hohen Mauern getreten; nicht dass sie noch Schutz vor einem der schweren Geschosse suchten, es war das unausgesprochene Verlangen, die Stille des Ortes auch durch keine Bewegung mehr zu stören, um denjenigen, die sich mit den Katharern im Rittersaal vereint hatten, ihre Achtung und letzte Ehrerbietung zu zeigen. Es fiel kein Wort, und doch herrschte über dem Montségur nicht das lähmende Schweigen des Todes; eine erwartungsvolle Stille war eingezogen. Die Luft lebte, die Mauern atmeten, und die Sterne über ihnen glitzerten und funkelten derart, dass manch einer meinte, sie singen zu hören, und wenn eine Sternschnuppe ihren Bogen über das Firmament zog, so könnte er denken, sie wäre von hier aufgestiegen, um in den Weiten der großen Kuppel zu verglühen.

Im Inneren der Burg warteten die Ritter in der Vorhalle zum Saal. Dicht gedrängt verharren sie, selbst auf den Stufen der Freitreppe. So geschlossen der Kreis auch war, so stark die Spannung auch auf ihnen lastete, den Raum unmittelbar vor der Tür betrat keiner. Weniger, um sich nicht dem Verdacht des Lauschens auszusetzen, es schien sie eine unsichtbare Bannmeile von der Geistigkeit derer auszugrenzen, die sich hinter die eichenen Flügel des Portals zurückgezogen hatten.

Viele der außerhalb Wartenden wussten da drinnen ihre Frauen, Mütter und Schwestern; auch wussten sie, dass keiner von den im Saal Versammelten am folgenden Tag mit ihnen den Montségur durch das Haupttor verlassen würde. Wenn es Kämpfe und Auseinandersetzungen gegeben hatte, jetzt waren sie ausgestanden. Die Entscheidung derer, die das *consolamentum* empfangen, war unwiderruflich. Sie nahmen es mit Freude an, öffnete es ihnen doch das Tor zum Paradies. So unterdrückten Freunde und Angehörige jedes Schluchzen, derweil einigen eine Zähre verräterisch über die Wange lief, und in der Enge der Gewölbe war das leiseste Stöhnen dem Nebenmann doch vernehmbar. Hände suchten und pressten sich, schwer ging der Atem .

Sigbert, der bärbeißige Komtur des Deutschen Ritterordens, streichelte einem Jungen, der abseits allein auf das Portal starrte, über die Haare. Das Kind entzog sich der zärtlichen Geste. Sein Blick war hart. Trauer erfüllte den alten Recken.

Nach einer Stunde öffnete sich ein Portal einen Spaltbreit, und heraus traten die junge Esclarmonde und Pierre-Roger de Mirepoix mit ihrem Gefolge.

Konstanz von Selinunt, der neben Sigbert stand, konnte der Versuchung nicht widerstehen, schnell einen Blick in den halbdunklen Raum zu werfen. Verdeckt durch die im Vordergrund Knienden war seine Stirnseite in ein magisches Licht getaucht, dessen Quell er nicht auszumachen vermochte. Seine Augen tasteten sich durch eine Welt, die sich ihm verschloss, eine Tropfsteinhöhle, erstarrte Wunder, Fremdheit des Weges – seine Gedanken eilten zurück an die sonnige Oberfläche: Esclarmunda, Leuchten der Welt, Reinheit des Lichts – Erinnerungen, die zu vergessen ihm auferlegt war. Er zwang sich zurück auf den Möns Salvatz, in den Raum hinter der Tür.

Was sahen die Menschen dort, das ihm verborgen blieb? Was erzeugte diese Helle ohne Schatten, ohne Flackern, die die Versammelten überstrahlte? Oder ging das Leuchten gar von ihnen aus, Widerglanz höchster geistiger Konzentration, Loslösung von den Gesetzen der Materie, von der Bürde der Körperlichkeit? Konstanz kam das Gespräch in den Sinn, das er einst mit einem alten Sufi geführt hatte, über die Befreiung des Leibes von Schmerz und Todesangst durch die Ekstase der Meditation. Waren die ›Reinen‹ auf diesem Weg so weit fortgeschritten, dass sich für sie das Tor zum Paradies schon aufgetan hatte?

Er schaute verstohlen zu Sigbert hinüber, doch sein väterlicher Freund, der Komtur, stand breitbeinig, auf sein Schwert gestützt, und hielt den Kopf andächtig gesenkt. Sigbert machte sich keine Gedanken über das Woher und Warum. Sein Sinnen war praktischer Art: Er dachte an das, was vor ihnen lag. Und er betete still für das Gelingen.

Der dicht geschlossene Kreis um Esclarmonde, der schweigend die Köpfe zusammengesteckt hatte, während die Arme einander zärtlich umschlangen, öffnete sich nun gegen die vor der Tür Wartenden. Kammerfrauen brachten der jungen Herrin zwei in überdimensionale Steckkissen gewickelte Kinder herbei, von denen nur Mund und Nase herausschauten. Sie wirkten wie Mumien; dennoch – oder war es nur die Unwirklichkeit des Augenblicks – ging etwas Erhabenes, Erdenfernes von den Gesichtern aus. Es waren der scheue Knabe und das hellhaarige Mädchen. Man hatte sie wohl mit einem Schlaftrunk betäubt.

»*Diaus Vos benesiga*<sup>73</sup>!« Die Tochter Ramons küsste die kleinen Gesichter noch einmal, bevor sie das kostbare Gut den beiden Fremden in die Arme drückte. Sie hielt unmerklich inne, als sie das Bündel mit dem zartblonden Mädchenantlitz in die Hände von Konstanz gleiten ließ; ein Leuchten des Erkennens trat in ihr Auge: »Um der Minne willen, Ritter,

<sup>73</sup> *Diaus vos benesiga*: provenç. Gott segne Euch!

übertrag die Liebe, mit der Ihr mir dienen wolltet, auf diese Kinder! *Aitals Vos etz forz*<sup>74</sup>, *quel les pogues defendre!*«

Da beugte der fremde Ritter sein Knie und antwortete: »Das will ich Euch gern schwören, *N'Esclarmunda. Vostre nom significa*<sup>75</sup> *que Vos donatz clardat al mon et etz monda, que nofes non dever. Aitals etz plan al rie nom tanhia.*«

Wortlos wandte sie sich ab und trat zurück in das Dunkel. Sichtlich verlegen nahm Sigbert, der den Jungen hielt, wahr, dass alle vor dem Portal Wartenden niederknieten, als er vorüberschritt.

Sie traten in den unterirdischen Gang ein. Der Kommandant begleitete die Ritter bis zu dem schmalen Auslass der Grotte in den Klippen, wo sich die Basken ihrer annahmen. Die eingewickelten Kinder wurden ihnen vor die Brust geschnürt, bevor sie selbst in Linnen gehüllt, mit Stricken um ihre Hüften und unter ihren Achseln gegürtet wurden.

»Denkt daran, Freunde«, sagte der Verteidiger des Montségur mit belegter Stimme, Stolz und Trauer zugleich waren herauszuhören, »diese Kinder sind unser Vermächtnis und unsere Hoffnung zugleich, sie sind ...« Tränen hinderten ihn am Weitersprechen, während die beiden Ritter, die Bündel fest an sich gepresst, über den Rand der Klippen verschwanden. *»Ay, efans*<sup>76</sup>, *que Diaus Vos gardaz!*«

<sup>74</sup> *Aitals vos etz forz...*: provenç. So dass ihr stark seid, um sie verteidigen zu können!

<sup>75</sup> *N'Esclarmunda, vostre noms significa...*: provenç.: Esclarmonde, Euer Nam'besagt, dass Ihr der Welt klares Licht (Leuchten) gebt, und dass Ihr rein seid, dass Ihr nichts tutet, was nicht ziemt; sodass Ihr eine würdige Trägerin seid des Reichtums eines solchen Namens.

<sup>76</sup> *Ay, efans...*: provenç. Kinder, dass Gott Euch behüte!